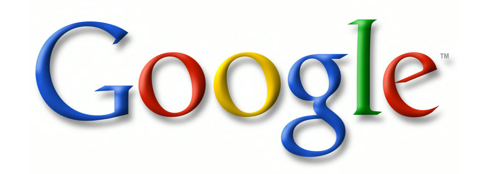
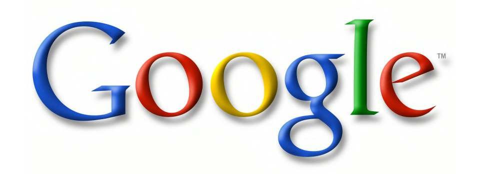




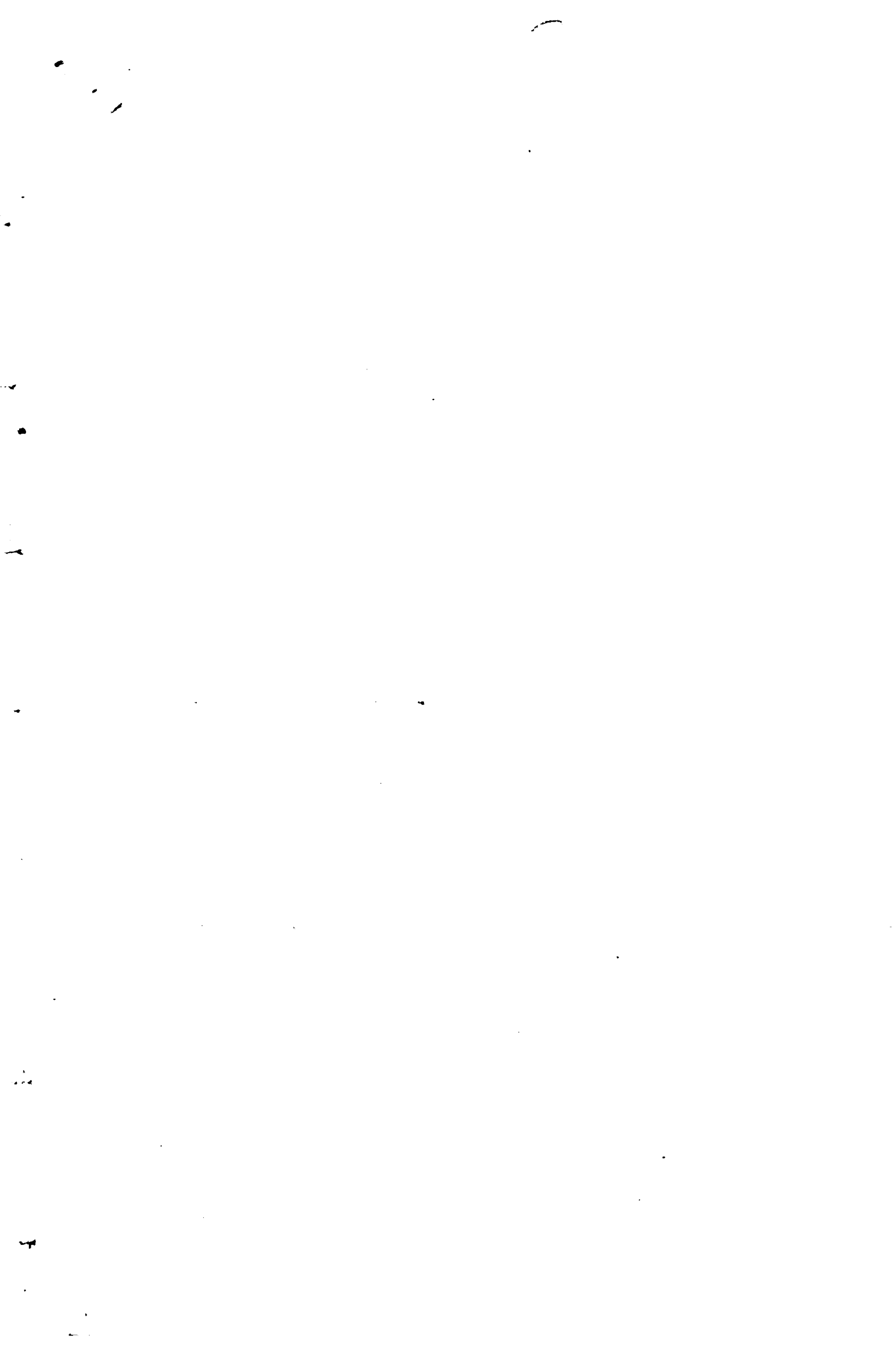
Das Klosterland des Athos

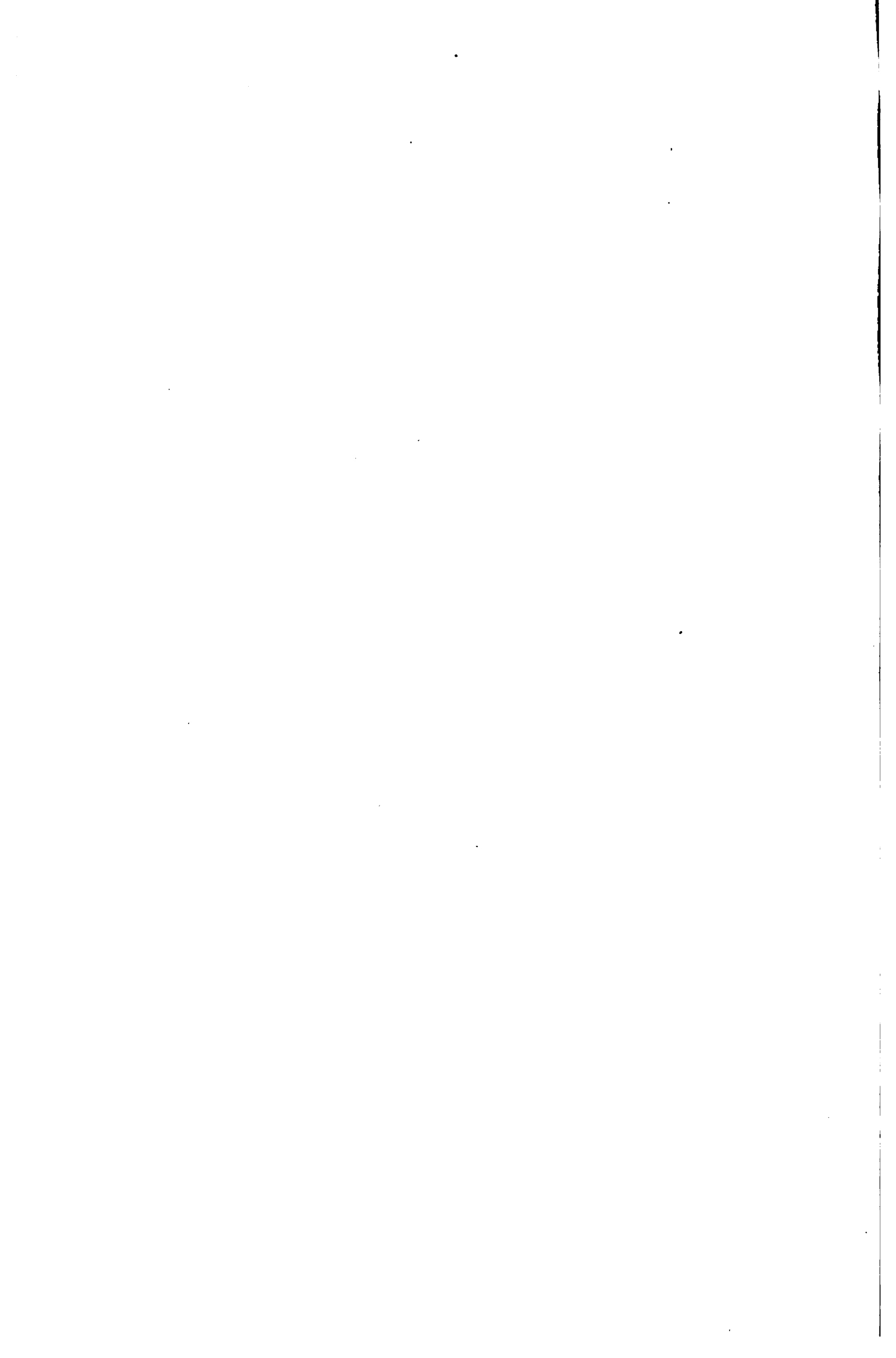
von

Alfred Schmidtke




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Das

Klosterland des Athos

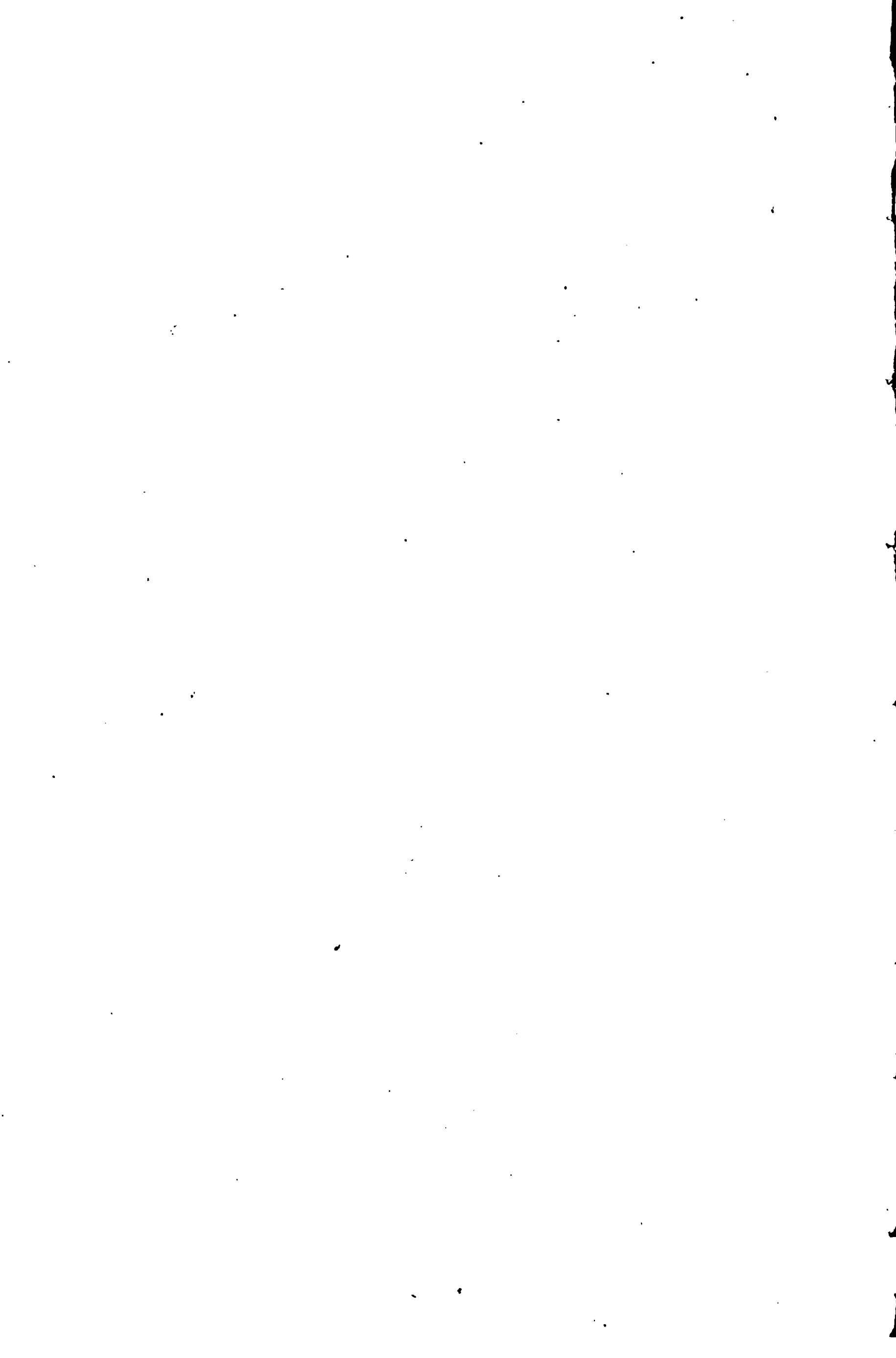
von

Alfred Schmidtke

Mit 16 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903



Vorwort.

Dieses Büchlein möchte weiteren Kreisen ein Gesamtbild jenes einzigartigen Landes vorführen, in welchem die östliche Christenheit seit vielen Jahrhunderten das in besonderer Weise gottgewiesene Vorgemach des Himmels erblickt und die Bestimmung des Menschengeschlechtes nach ihrem Ideal zu verwirklichen sich bemüht. Soweit es mit der Absicht, den heiligen Berg nach allen Seiten hin zu beleuchten, vereinbar war, habe ich von dem reichen Stoffe namentlich das nach meinem Empfinden überall Anziehende berücksichtigt und das gelehrte Beiwerk möglichst beschränkt. Der Inhalt ist derart geordnet, daß ein erster Teil mehr allgemeine Schilderungen und Urteile enthält, ein zweiter dagegen vorwiegend einzelne Bilder aus Natur- und Menschenleben zu zeichnen versucht.

Die Darstellung schöpft zumeist aus eigenen, während eines siebenmonatlichen Aufenthaltes in den Klöstern des Athos gemachten Beobachtungen und Erfahrungen. Hier und da glaubte ich unter dem frischen Eindruck entstandene, in der Ausdrucksweise etwas gesteigerte Aufzeichnungen einfügen zu dürfen,

ohne sie nachträglich zu temperieren. Von den Abbildungen, welche der Herr Verleger in freigebigster Weise aufgenommen hat, verdanke ich Weihbrunnen und Refektorium des Klosters Lawra, die Hauptkirche von Iwiron und den Eingang von Pantokratoros der Güte des Herrn Professor G. Millet (Ecole des Hautes Etudes), die übrigen sind nach von mir auf dem Athos gesammelten Photographieen angefertigt.

Berlin, im April 1903.

Alfred Schmidtke.

Das Mönchtum tritt mit dem stolzen Anspruche auf den Plan, die wahrhafte Nachfolge Christi allein zu verwirklichen. Wohl sind alle Gläubigen „wie Lichter in der Welt“, aber nur die Mönche sind die großen Lichter, die anderen mehr oder weniger Stearinstümpfchen. Denn nicht zum Erwärmen und Durchglühen der sozialen Ordnungen mit dem Geiste der Liebe, nicht zur Erziehung des einzelnen zur sittlichen, in der menschlichen Gemeinschaft tüchtigen Persönlichkeit rufe des Stifters Predigt, sondern zur Vorbereitung auf das Himmelreich; diese jedoch sei lediglich durch entschlossene Abkehr von der Welt, selbst von der verweltlichten Kirche, durch vollkommene Ertötung des Sinnlichen in stetiger Anschauung des Göttlichen zu betreiben. Und so eilt der Mönch, der Vollchrist, alle Pflichten und Freuden dieser Erde weit dahinten lassend, zum Rande des Lebens und lauscht unverwandt hinüber zum Lande der Ewigkeit, ob nicht durch die hochragenden, tiefdunkeln Paradiesesbäume ein Strahl der himmlischen Lichtherrlichkeit, ein Akkord der Engelchöre

zu ihm schwebe — bis eines Tages mit der Leibeshülle die Fesseln für den Heimatflug der Seele fallen und den Erlösten die selige Schar mit herzlichem Willkommen geleitet in das goldene Haus des Allherrschers, wo er mit allen Heiligen das große Abendmahl feiern wird.

Während das abendländische Mönchtum schon frühzeitig dieses in rein religiöser Sphäre gehaltene Ideal umbog und im Dienste der ein Weltprogramm aufrollenden Kirche sich zur lange Zeit hindurch höchst segensreichen Kulturmacht aufschwang, hat das östliche am Urgedanken grundsätzlicher Verneinung von Weltaufgaben festgehalten. Nur wenn Güter der Orthodoxie auf dem Spiele standen, in den theologischen Streitigkeiten, im Kulturkampfe der bilderfeindlichen Militärkaiser, während der Unionsbestrebungen, griff es in die Geschichte ein. Indem es aber der massiven Frömmigkeit in der ihm gefälligen Fassung, nicht bloß mit Waffen des Geistes, den Sieg erfocht, mit ihr die Volksstimmung und schließlich alle Regungen des geistigen Lebens Ost-Roms färbte und beherrschte, wirkte es doch auf Ausgestaltung und Geschick der byzantinischen Gesellschaft entscheidend ein. So kräftig hatten die griechischen Weltüberwinder ihren Geschmack durchzusetzen gewußt, daß sie nach dem Zusammenbruch des Reiches, gleich der jüdischen Priesterschaft im babylonischen Exil, die treuesten Hüter der von ihnen abgestempelten nationalen Kultur und Eigenart werden konnten. Ein Besuch des Athos, jener altehrwürdigen Klosterrepublik, führt darum nicht nur zum mönchischen

Mittelpunkt und bevorzugten Wallfahrtsort, zum Lourdes des griechischen Katholizismus, sondern in das byzantinische Mittelalter selbst.

Athos, bei der orthodoxen Christenheit schlechthin agion oros, heiliger Berg, heißt der östliche Ausläufer des Dreizacks, welchen die chalkidische Halbinsel zwischen dem Golf von Saloniki und Rendina in das ägäische Meer streckt. Das Altertum nannte die etwa 55 km lange und 5—12 km breite Landzunge Akte, Athos dagegen den 6400 Fuß hohen, auf drei Seiten von den Fluten umbrandeten Bergkegel an ihrem Südende. Die schmale, flache, die Halbinsel an die Chalkidike knüpfende Erdenge weist noch heute Spuren von dem bekannten Kanalbau des Xerxes auf. Zwischen dem Isthmus und dem heiligen Bezirk erhebt sich eine mit Fichten bestandene Hügelwand. Von diesen Propyläen des Athos läuft ein mächtiger, 2000—3000 Fuß aufsteigender Höhenzug in welligen Linien nach Südost, ladet zu beiden Seiten reichverzweigte, bald sanft herabgleitende, bald schroff niederfallende Flügel kulissenartig in das Meer aus und schmiegt sich nach langer Wanderung durch immergrünen Busch und üppige Waldungen an die majestätisch aufgetürmte, baumlose Bergpyramide, an das vom heitern Azur des griechischen Himmels umflutete Riesenparthenon im blitzendweißen Marmorkleide, dessen Saum schwellende Girlanden von Eichenlaub und Tannengrün umwinden.

Einige in den geräumigeren Talöffnungen und auf den breiteren Bergrippen angelegte ionische Pflanz-

städtchen müssen schon früh untergegangen sein. Als der Athos wieder in das Sehfeld der Geschichte rückt, erscheint er als Mönchsland mit strenger Ausschließung von selbständigen Laien, Frauen und Kindern, selbst weiblichen Tieren. Die ersten Stadien des Werdeganges dieses eigentümlichen Gebildes entziehen sich der sicheren Beobachtung. Nach der mönchischen Legende hat die Panagia, die Allheilige, wie der Grieche Jesu Mutter benennt, in Begleitung des Apostels Johannes den Athos als die ihr bei der Länderverlosung zugefallene Domäne evangelisiert und den Anhängern jungfräulichen Lebens zugewiesen. Seitdem ist sie die Landesherrin, welche eifersüchtig andere Gebieter und Frauen — letztere vergiftet schon das Einatmen athonitischer Luft — fernhält und durch ungezählte Wundererweise und Visionen mit ihren Pfleglingen in inniger Verbindung bleibt. Die ersten christlichen Fürsten und Prinzessinnen, sogar schon heidnische Kaiser (Karakalla), hätten dann die meisten Klöster gegründet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet.

In Wirklichkeit aber beginnt die Epoche der festen Klöster und geschlossenen Mönchsvereine auf dem Athos erst mit dem Jahre 963. Vor dieser Zeit bevölkerten das Gebirgsland wildenthusiastische Eremiten und Anachoreten alten Schlages, welche in den Schluchten und Wäldern ein freies Leben führten, einzeln oder zu kleinen Familien vereinigt in dürftigen Klausen und Kellien hausten und nur durch das gemeinsame Interesse an der Abwehr fremder Elemente locker verbunden



Abb. 1: Der Athosgipfel mit der Verklärungskapelle am Weihfesttage.

waren. Zweimal pflegten sie jährlich in der Kirche des Landesmittelpunktes Karyäs eine Zusammenkunft unter dem Vorsitz eines schon damals vom Kaiser bestätigten Protos, d. i. Ersten, abzuhalten. Immerhin mögen diese Mönche bereits im vierten Jahrhundert, als nach der Degradierung der Kirche zur Staatsanstalt die Weltflucht mächtig anschwoll, den schon bei den Alten im Rufe der Heiligkeit stehenden Athos besetzt und nach Ausstoßung der heidnischen Bevölkerungsüberbleibsel die kolossale Zeusstatue auf dem Berggipfel durch eine christliche Kapelle verdrängt haben.

Wie alle lebensfähigen geschichtlichen Erscheinungen, so ist auch der athonitische Klosterstaat nicht im Spiel zielloser Zufälligkeiten, sondern von einer bewußt zu Werke gehenden, starken Persönlichkeit geschaffen worden. Der Mönch Athanasios, ein frühverwaister, in der Reichshauptstadt fein gebildeter Patriziersohn aus Trapezunt, hatte bereits einige Zeit auf dem Athos als Einsiedler zugebracht, als er den ihm befreundeten rhomäischen Feldmarschall Nikephoros Phokas als Beichtiger auf dem Kriegszuge gegen die andalusischen Araber nach Kreta (960—962) begleitete. Dort nun bestärkte er den Heerführer, einen asketisch gestimmten herben Mann, in dem Entschluß, nach Beendigung der Expedition dem zersplitternden, vom ewigen Heil ablenkenden Kriegs- und Hofleben Valet zu sagen und im Waldfrieden des Athos an seiner Seite die glänzende Rüstung mit der schwarzen Kutte zu vertauschen. Von

Phokas mit reichen Mitteln versehen, kehrte der Mönch mit einigen Gesinnungsgenossen sogleich zum heiligen Berge zurück und bereitete die Stätte. Im Gegensatz aber zu der auf dem Athos noch heimischen anachoretischen Lebensführung unternahm Athanasios die Gründung eines soliden Steinklosters mit im Betrieb der Askese, des Kultus und der Arbeit straff organisierter und disziplinierter Bruderschaft. Er beabsichtigte die Einbürgerung des kinowitischen Systems, d. h. der gemeinsamen Lebensweise, welche unter dem Druck kirchlicher Verordnungen und der Staatsgesetzgebung in den übrigen Reichsteilen die ursprüngliche ungebundene Weise längst abgelöst hatte.

Schon waren Herbst 963 die ersten Bauten des Klosters Lawra auf dem südöstlichen Bergabhang unter Dach und Fach gebracht, da nötigte das Reichswohl den Feldherrn, seine mönchische Neigung zurückzudrängen und mit dem Perlendiadem die Hand der jugendschönen Kaiserwitwe Theophano anzunehmen. Um so freigebiger und wirksamer aber unterstützte er nunmehr die neue Anlage und den Stifter Athanasios im Kampfe gegen die reformenfeindlichen Anachoreten, welche in der Neubildung ein verräterisches, das überkommene Mönchsideal verzerrendes Unterfangen sahen und den Umstürzler heftig befehdeten. Es war der alte, in der Geschichte der religiösen Kulturen immer wieder auflodernde Widerstreit des Urwüchsigen, Ungebändigten, Überschäumenden mit feineren, maßvolleren, nüchternen Äußerungsformen desselben Grundtriebes.

Athanasios drang durch. In Anlehnung an die vom großen Basilios in kühnen Umrissen entworfene, von dem gelehrten Abt Theodoros Studita am Ende des achten Jahrhunderts bis ins kleinste ausgebildete Regel gab er seinem rasch aufblühenden Kloster und zugleich dem künftigen Klösterverband des Athos eine Magna Charta des gemeinsamen Lebens. An der Spitze der Bruderschaft steht der absolut herrschende Abt, Igumenos, der Führende, genannt. Sonderbesitz wird nicht gestattet. Weibern, Kindern, Bartlosen und Eunuchen ist der heilige Berg verschlossen. Als Oberbehörde des Landes bildete sich die Versammlung der Igumenen heraus, welche der vom Kaiser bestätigte Protos leitete. Die Einsiedler und Kellioten, die Autochthonen des mönchischen Athos, wurden trotz ihrer Protestschreiben an den Thron entrechtet und schließlich nur in beschränkter Anzahl als Hörige der Großklöster geduldet.

Die enge Beziehung zum Throne, welche ihm Athanasios in die Wiege gelegt, die zentrale Lage und günstige Beschaffenheit verschafften dem Mönchslande in schneller Folge neue Schöpfungen, Schenkungen und Privilegien. Die Stimmung der Zeit, die politischen und wirtschaftlichen Notstände, die für feinere Naturen unerträgliche gesellschaftliche Verderbnis des Reiches führten ihm rasch eine starke Bevölkerung zu, sehr häufig auch Besserwertige. Als der athonitische Erzvater in den letzten Jahren des zehnten Jahrhunderts bei einem Kirchenbau tötlich verunglückte, hatten sich zu seiner Gründung Lawra bereits die ansehnlichsten



Abb. 2: Ruhestätte des hl. Athanasios in einer Nebenkapelle der Kirche von Lawra.

der noch vorhandenen zwanzig, einst weit zahlreicheren Klöster gesellt, Watopädi und Iwiron, letzteres eine georgische (kaukasische) Stiftung, ferner Philotheu. Von den übrigen entstammen acht, zumeist kaiserliche Klöster dem 11. Jahrhundert; im folgenden tauchten die Russen mit Panteleïmon (Russikon), die Serben mit Chiliandari auf, um 1270 entstand das bulgarische Sographu. Dem 14. Jahrhundert gehören drei griechische Klöster und das serbische, später an die Griechen übergegangene Simopetra an. Als jüngstes erschien 1543 Stawronikita, eine Stiftung des Patriarchen Jeremias.

Von höchster Bedeutung für die staatsrechtliche und kirchenpolitische Stellung des Athos war die Verfügung des bigotten Kaisers Alexios I. (1081—1118), welche den Heiligenbergleuten die Unabhängigkeit vom Patriarchen bestätigte und sie unter Entbindung von allen Abgaben unter den unmittelbaren Schutz der Krone stellte. Dadurch erhob sich der Klösterbund zur hervorragenden Reichseinrichtung. Der Anerkennung seiner Sonderstellung vermochte sich selbst das Abendland nicht zu entziehen, und als zur Zeit der lateinischen Eroberung fränkische Ritter von einem eigens angelegten Kastell aus den heiligen Berg mit Raubzügen heimsuchten, schritt Papst Innocenz III. zu Gunsten der Mönche ein. Die Restauration des Reiches durch die Paläologen brachte den Athos zu neuem Aufschwung. Freilich ging ihm 1312 die Reichsunmittelbarkeit wieder verloren, da der inzwischen erstarkte Patriarchat nicht länger auf die kirchliche Oberaufsicht verzichten wollte.

Niemals aber war sein Einfluß und Besitzstand größer als im 14. Jahrhundert. Athonitische Mönche sehen wir am Hofe als Schiedsrichter und Diplomaten.

In jener Zeit des höchsten Wohlstandes und Ansehens, vielleicht durch sie veranlaßt, vollzog sich auf dem Athos eine für das ganze anatolische Mönchtum sehr bedeutsam gewordene Umprägung der Klosterregel. An die Stelle des gemeinsamen Lebens trat nämlich die Idiorrythmie, das Leben nach eigener Weise. Die neue Sitte, welche rasch in alle Klöster einbrach, beseitigte die Kardinalforderung der persönlichen Besitzlosigkeit, löste die geschlossene Klostergemeinschaft in kleine Einzelwirtschaften auf und ersetzte den vordem auf Lebenszeit gewählten Abt durch zwei von Jahr zu Jahr wechselnde und von einem Ältestenkollegium beratene Aufseher, die Epitropen. Die Klosterarbeiten übertrug man besoldeten Laien. Nur der Kult vereinte die Brüder. Die Bergregierung ging nun auf einen Delegiertenausschuß über, in welchem sich die größten Klöster die führende Rolle sicherten, schließlich sogar den Protos beseitigten. Die Rückwirkung gegen diese Umbildung blieb nicht aus. Immer wieder sehen wir in der Geschichte des Mönchtums, wie der Geselligkeitstrieb die Einsiedler zur Gemeinschaftsgründung führt, wie dann in den Vereinen der Kampf für die Rechte der Persönlichkeit entbrennt und der Sieg der Freiheitspartei schnelle Verweltlichung, aber auch eine heftige Reaktion zur Folge hat, welche zu den anscheinend überwundenen Formen zurückstrebt. Aus den

Klöstern schieden die streng Gesinnten aus und wurden Klausner und Kellioten. Durch den Zusammenschluß von Anachoreten entstanden im 16. Jahrhundert wieder die Skiten, die alten Mönchsdörfer. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnen die Klöster allmählich zur gemeinsamen Lebensweise zurückzukehren. — Die politische Umwälzung, welche mit der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches eingetreten, sollte für den Athos äußerlich ohne tiefgreifende Folgen bleiben. 1430 war Saloniki gefallen. Da trieb ihr außerordentlich ausgeprägter Instinkt der Selbsterhaltung die Mönche zu einem Meisterstücklein. Der Berg kam zu Mohammed. Schon 23 Jahre vor der Erstürmung Konstantinopels boten die heiligen Väter dem siegreichen Sultan Murad II. ihre Unterwerfung gegen Bestätigung aller ihrer Privilegien und Besitztümer erfolgreich an. Unter osmanischem Schutze hat der Klosterstaat gegen Entrichtung eines leichten Tributes Unabhängigkeit und Eigenleben bis zur Stunde bewahrt, von den Fürsten der Donauslaven und Rußlands, den berufenen Nachfolgern der Byzantiner im Schutze der orthodoxen Heiligtümer, immer aufs neue mit Schenkungen und Auszeichnungen bedacht

Man muß sich den Entwicklungsgang des athonitischen Mönchtums bei der Betrachtung seines heutigen Bildes beständig gegenwärtig halten. Hart im Raume stoßen die verschiedenartigsten Typen asketischer Lebensführung aneinander, auf Schritt und Tritt wechseln die Gestalten, Anlagen, Ordnungen und Werte. In

verborgener Felsgrotte am Bergkegel oder in elenden Robinsonhüttchen verpallisadiert sich der Eremit, der ruhende Pol in der Flucht mönchischer Erscheinungen, auf das strengste gegen die Außenwelt. Sein Leben vergeht unter härtester Kasteiung und anhaltendem Gebet. Bei dunkler Nacht schleichen die Unerbittlichsten dieser Selbstpeiniger hin zu einem bestimmten Waldplätzchen, zu einer Quelle, wo mitleidige Klosterinsassen, Kellioten oder Klosterarbeiter das notwendigste Brot für sie bereit gelegt haben. Andere lauern hinter einem Felsblocke auf vorüberfahrende Schiffer und lassen an langen Stricken Körbe zur Aufnahme von Speisen herunter; weniger Menschenscheue versehen sich von Zeit zu Zeit im benachbarten Kloster mit Zwieback und Früchten. Auf Wanderungen im Hochgebirge überraschte ich zuweilen Einsiedler, welche den Gruß nicht erwiderten, die angebotene Hand schroff zurückwiesen, um sich nicht mit der Welt zu beflecken, oder gar beim Anblick des Weltkindes eiligst davonliefen. Einige solcher intransigenten Asketen stehen in einem hohen Rufe von Heiligkeit und werden von den Klostermönchen gern als Beichtiger aufgesucht. Eine zweite Schicht bilden die Kellioten, die Herren des Athos vor dem Auftreten des Athanasios. Gegen eine einmalige Summe oder jährlichen Zins pachten sie vom Großkloster ein in dessen Markung gelegenes Kellion, ein Landhäuschen mit Garten und Ackerstück, und erhalten sich von den Bodenprodukten und deren Vertrieb an die Klosterleute. Die ungefähr 300 Sitze einnehmenden

in der Regel zu dritt beisammen lebenden Kellioten rekrutieren sich häufig aus weltmüden Matrosen, Kleinbauern, Tagelöhnern und Handwerkern, zuweilen auch aus gedienten Soldaten, welche hier ihre kleinen Ersparnisse anlegen und, sicher versorgt, in Frieden die Lebenstage beschließen — nicht selten aber auch nach gemehrtem Besitz wieder ausfliegen. Meistens bejochen sie sich nicht allzusehr mit Askese und Kultus und nehmen nur an der feiertäglichen Liturgie und den Nachtwachen in der nächsten Abtei teil. Die in Karyäs und an sonstigen bevorzugten Stellen gelegenen Kellien beherbergen namentlich Mönchsmaler und verwiesene Kleriker. In dem reizenden Milopotamu am Oststrande verbrachte der ökumenische Patriarch Joakim III. mehrere Jahre der Verbannung.

Sehr freundlich kann man über die dritte Klasse der außerhalb der geschlossenen Klöster stehenden Mönche urteilen, über die Gemeinden der elf Skitendörfer. Strengste Zucht und gesunde Beschäftigung zeichnet sie aus. In jedem Hause der um die Sonntagskirche gescharten Kolonie führt der Älteste das Regiment. Die Ältesten bilden zusammen den Aufsichtsrat, dessen Vorsitzender die Skiti bei dem übergeordneten Großkloster vertritt. Eigenbesitz ist streng verpönt. Der Küchenzettel kennt nur vegetabilische Kost, trockenen Käse, Fische und etwas Wein. Die Skitioten sind die Künstler und Handwerker des Athos. Bei ihnen entstehen die von allen orthodoxen Gläubigen hochgeschätzten, heiligen Tafelbilder und teilweise ausgezeichnete



Abb. 3: Ein Kellion.

Holzschnitzereien. In den Skiten leben aber auch die begeistertsten Mystiker des heiligen Berges, die Anhänger des im 14. Jahrhundert leidenschaftlich umstrittenen Hesychasmus, nach dem das ewige, ungeschaffene göttliche Licht, wie einst auf dem Tabor, so auch auf dem Athos erschienen ist und bei angestrengtem Betrachten der Brust- und Nabelgegend unter anhaltendem Murmeln der Worte: „Herr Jesus Christ, Sohn Gottes, erbarme dich meiner des Sünders!" von der alles Irdische abstreifenden, reinen Seele noch immer geschaut werden kann.

Von den 20 eigentlichen Klöstern befolgen heute 11 das System des „gemeinsamen Lebens", 9 das der „eigenen Weise". Ersteren, den Kinowien, eignet, wie gezeigt, absolutes Igumenat und folgerecht durchgeführter Kommunismus. Gleich den Skiten verzichten sie nach altheiligem Brauch völlig auf Fleischgenuß. Die das halbe Jahr etwa umspannenden Fasten werden peinlichst gehalten. Ein Speisesaal vereint die in kleinen Zellen einzeln untergebrachten Brüder zum kärglichen Mahl, während dessen erbauliche und asketische Schriften von einer Kanzel herab zur Verlesung kommen. Sämtliche Wirtschaftsarbeiten fallen den Mönchen zu, andere Beschäftigungszweige finden jedoch keine Pflege. Der Gottesdienst beansprucht täglich annähernd 9 Stunden, von denen 5 zwischen Mitternacht und der Morgenliturgie liegen. Dazu kommen jährlich etwa 50 die Feste einleitende Gebetsnächte, die Agripnien, durch welche der Aufenthalt in der Kirche an einem Tage

bis zu 16 Stunden erhöht wird. Einstmals sind die Kinowien des Athos mehr als Musterstätten genossenschaftlich geübter Askese gewesen. Die Kaiser und Fürsten, Patriarchen, Bischöfe und Gelehrten, Diplomaten und Hofleute, welche in ihnen ein St. Juste, Tuskulum und buen Retiro fanden, waren keineswegs gewillt, ihr Leben durch Beten und Chorsingen aufsaugen zu lassen. Sie fanden Kraft und Muße genug für freies Schaffen und förderten zu ihrem Teil die byzantinische Renaissance und ihre Nachblüte. Sie verfaßten Memoiren und Chroniken, theologische Untersuchungen und Streitschriften, studierten und exzerpierten die Klassiker und Kirchenväter, feuerten schreibkundige Brüder zum Kopieren, die malerisch Geschulten zu feinen Miniaturzeichnungen an und gründeten und bereicherten die Klosterbibliotheken als nutrimentum spiritus für die Nachfahren.

Daß die Kinowien nach ihrem Wiedererwachen gar kein Interesse für geistige Tätigkeit bekunden, sie sogar entschieden ablehnen, darf nicht überraschen. Denn mit der Umkehr zur alten, nun aber einseitig übertriebenen Strenge protestierte das mönchische Gewissen nicht nur gegen die laxe Behandlung der Enthaltungsgebote, gegen Privatbesitz, gelockerte Zucht und all die daran gehefteten Übel, sondern zugleich gegen das aufrichtige Hinneigen oder neugierige Hinüberblinzeln zum weltlichen Wissen, wie es damals in einigen Idiorrythmen anzutreffen war. Seit der Auflösung des byzantinischen Reiches war es auf dem Athos sehr dunkel geworden.

Sein Menschenmaterial brachte immer weniger Kultur und Schaffenslust mit, äußere Anregungen hörten auf. Die Bewegungsfreiheit der neuen Lebensweise ward gemißbraucht, die Mönche versanken in Wohlleben und Trägheit. Als sich aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach langem Ermatten die Geistesschwingen in den griechischen Landen wieder zu regen begannen, wurde es auch auf dem heiligen Berge lebendig. Etwas Unerhörtes geschah: im Gebiete des Klosters Watopädi blühte 1749 eine Akademie auf, in welcher der hochgelehrte Ewgenios Bulgaris vor 200 aus allen Gegenden herbeigeströmten Studenten das klassische Altertum, sogar die Systeme der deutschen Philosophie behandelte. Diese schöne Zeit ist schnell vorübergegangen. Die gänzlich ungebildete Mehrzahl der Mönche sah in der Schule ein verabscheuenswertes Unternehmen, ihre Vorstellungswelt, Rechtgläubigkeit und heilige Ruhe zu untergraben, und brachte es durch häßliche Umtriebe zu Wege, daß Ewgenios den Berg verlassen mußte und die Akademie geschlossen wurde. Die kurze Episode ihres Bestehens aber erschien nun als Warnungstafel; es hatte sich wieder einmal gezeigt, welche Gefahren das Kokettieren mit der Weltweisheit heraufzuführen vermag, und fortan betrachtete man diese mit doppeltem Mißtrauen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Verachtung von Vernunft und Wissenschaft dem östlichen Mönchtum im Blute steckt, und daß jeder uns freundlich ansprechende Versuch, mit diesen Mächten Fühlung zu gewinnen, für jenes eigentlich einen Abfall

bedeutet. Die Kinowien des Athos bemühen sich, das ganze Leben als beständigen Gottesdienst im engsten Sinne darzustellen, und lehnen alles ab, was die Feierstimmung der Seele irgendwie beeinträchtigen möchte. Es muß ihnen zugestanden werden, daß sie es mit ihrer Aufgabe ernst nehmen und sie auch lösen, soviel Menschliches, Allzumenschliches auch bei ihnen anzutreffen ist. Wer hier eintritt, läßt alle irdische Hoffnung hinter sich.

Das Bild der Idiorrythmen, zu denen die größten griechischen Klöster gehören, weist zweifellos eine Reihe bestechender Züge auf. Hier erscheint das abstumpfende Kasernenreglement gesprengt; der einzelne steht auf eigenen Füßen und erhält freien Spielraum zur Entwicklung; die Forderungen des Kultus und der Fasten sind herabgestimmt — so ist das absolute Fleischverbot aufgehoben — und, was namentlich Beachtung verdient, das Leben wird bereichert durch sittliche Aufgaben, welche dem älteren Mönch durch Erziehung der in seinen Haushalt aufgenommenen Novizen erwachsen. Entbehrungsfreudige, begeisterte Männer könnten sich, so scheint es, in ihnen zusammenfinden und, den gröbsten Sorgen und Versuchungen der Welt entnommen, in der Stille sich stählen und wappnen, um dann den Brüdern da draußen als Vorkämpfer und Nothelfer zu dienen — der Athos eine Lichtwarte in der Finsternis der Fremdherrschaft, wie er einst den griechischen Schiffern als Pharos leuchtete, wie er durch Freudenfeuer den Fall Troja's verkündete, ein Jungbrunnen, der immer neue Lebensströme in die griechischen

Lande sprudeln läßt, die danach lechzen! Allerdings hat es an Ansätzen hierzu nicht gefehlt. Von der Schöpfung der Athoshochschule war schon die Rede. Auch nach ihrem Fall trat hier und da ein Idiorrythmiker mit schüchternen Versuchen auf. Es sind freundliche Raketenlichter, die im Dunkeln aufsteigen, aber schnell erlöschen und nicht zünden, und hernach ist es wieder tiefe Nacht.

Die Gründe für die geistige Unfruchtbarkeit auch der Idiorrythmen liegen in der Beschaffenheit der ihnen zu Gebote stehenden Elemente, in ihrer kastenartigen, die Masse von vornherein zu Boden drückenden Gliederung und Erziehung, und endlich wieder in der wuchtigen Nachwirkung des mönchischen Ideals überhaupt. Die Novizen entstammen fast durchweg den niedrigsten, garnicht oder sehr dürftig vorgebildeten Ständen. Die Aufnahme älterer, lebensgeschulter Kandidaten gehört zu den Seltenheiten; mit ganz jungen, oft kaum dem Kindesalter entwachsenen Leuten füllt man den Klosterbestand auf. Von irgend einer Schicksalswelle zum Athos getrieben, nicht selten von glücklich untergekommenen Verwandten herbeigerufen, suchen diese in die Wirtschaft eines älteren, möglichst wohlhabenden Mönches einzutreten, welcher sie gegen Leistung der Hausarbeiten unterhält. Zusammen mit dem Alten bilden sie eine geistliche „Familie“. In jedem der scheinbar demokratischer, in Wahrheit geldaristokratischer Regierungsform folgenden Klöster nach eigener Weise unterscheidet man nun nach Maßgabe des

Reichtums und Einflusses oft Generationen überdauernde feine und gewöhnliche Familien. Nur der „Sohn“ der Mönchspatrizier darf zuweilen hoffen, auf Kosten des Alten in der von einigen exilierten Weltgeistlichen geleiteten athonitischen Zentralschule zu Karyäs oder gar im Theologenseminar von Chalki auf den wunderschönen Prinzeninseln, manchmal auch in Athen, ausgebildet zu werden. Nur er gelangt, oft schon in frühen Jahren, durch Geschenke des Alten in den Besitz eines gewissen Vermögens, zu den einträglichen Klosterämtern, zumal in die sehr begehrten Verwalterstellen der auswärtigen Güter (Metochien), und in den Rat der Vorsteher, welchen die Wahl der Epitropen aus ihrer Mitte und die Teilnahme an allen Geschäften des Klosters obliegt. Die übrigen aber, und sie bilden natürlich bei weitem die Mehrzahl, bleiben gleich ihren geistlichen Vätern arme und unkultivierte Parias, Anwärter der zahlreichen niederen Klosterposten vom Kirchendiener bis zum Pförtner und Nachtwächter, ein Statistenchor für die wenigen glücklichen Protagonisten. Gewiß gelobt sich manchmal ein junger Athosmönch, wenn er in der Athener Universität einen Hauch frischen Lebens verspürt, später an der Hebung des geistigen Niveaus seines Klosters, des heiligen Berges, zu arbeiten, oder wenigstens für seine Person dem neuen Ideale Treue zu bewahren. Er wird erliegen entweder unter dem entschiedenen Widerspruche seines Alten, welcher wohl einen regelrechten Theologen, aber beileibe keinen neuerungssüchtigen Frei-

geist in seiner Familie haben wollte, oder zurückweichen müssen vor den Verdächtigungen der eifersüchtelnden Familien und des allemal kulturfeindlichen Proletariats, welches hier für seine Vernachlässigung Rache nimmt. Der Idiorrythmiker kann unbehindert Handelsherr, Gutsbesitzer, Banquier und Rheder sein, selbst nach Belieben auswärtige Reisen unternehmen, — zeigt er aber Gelüste nach dem Baume der Erkenntnis, so beschwören seine Gegner den zürnenden Geist des Urmönchtums herauf und wissen den Aufstrebenden bald zu biegen. Unterwirft er sich nicht, so erfolgt bei irgend einer Gelegenheit die Ausweisung. Noch jüngst mußten die bei allen Athosbesuchern wegen ihrer Bildungsfreundlichkeit im besten Andenken stehenden Mönche Chrysostomos von Lawra und Kosmas von Pawlu, von welchen ersterer einen äußerst sorgfältigen Katalog der Bibliothek seines Klosters, letzterer verschiedene Studien zur Geschichte des Athos verfaßt hat, den heiligen Berg verlassen. Zuweilen kommen tüchtige Kräfte, welche sich nicht beugen lassen, durch Übertritt in den Kirchendienst der Verbannung zuvor.

Und dennoch ist die Stellungnahme der Idiorrythmen zum Fortschritt nicht etwa nur ein anziehendes Beobachtungsobjekt für den abendländischen Bildungsmenschen, nicht bloß von höchster Bedeutung für das griechische Volkstum, sondern zuerst eine Daseinsfrage für sie selbst. Die Fischer von Galiläa und Tolstoi's Akim waren sicherlich ganz ungelehrte Leute, aber sie hatten sich in der Schule des großen Meisters und

des Lebens zu jener inneren Freiheit und Selbstbeherrschung emporgerungen, welche gesellschaftliche und geistige Bildung ersetzen und übertreffen können. Wo jedoch, wie in den freien Klöstern, bindende Autorität und Erfahrungen mangeln, müssen sich im natürlichen Menschen Selbstsucht und Schrankenlosigkeit, der Freiheit Flecken, gar herrlich offenbaren. Das haben jene weisen Väter tief empfunden, welche über das Schulportal zu Karyäs das Wort schrieben: „Pflegt den Unterricht, denn über Weisheit wird Schlechtigkeit nimmer herrschen!“. Was kümmert es die Ungebundenen, wenn die Klosterfinanzen durch den kostspieligen Betrieb zerrüttet werden — ein Kloster mit 7 bis 8 Dutzend Mönchen besoldet außer den Insassen noch 250 Laienarbeiter, hält über 100 Maultiere —, wenn sich nur ihre Truhe füllt! Zwar kehrt ihr Nachlaß meist in den Klosterschatz zurück, aber welche Summen haben sie bei Lebzeiten aufgebraucht und an ihre Angehörigen und Freunde in der Welt und auf dem heiligen Berge verschenkt, wie gar nicht selten verschleppen flüchtige oder von der nach Neuwahlen oder inneren Revolutionen ans Ruder gelangten Gegenpartei ausgewiesene Mönche bedeutende Vermögensmassen! Welch unerquickliche Spannungen erzeugt die Jagd nach Stellen und Einfluß! Zwar fehlt es wohl in keinem Kloster an achtungswerten, auf das Gemeinwohl bedachten Männern, aber wie leicht werden sie über Nacht hinweggefegt!

Die Lage forderte zu um so größerer Ökonomie auf, als das verflossene Jahrhundert dem Athos sehr übel

mitgespielt hat. Nachdem schon 1833 seine Güter im Peloponnes, 1861 in Rumänien eingezogen waren, nahm Rußland 1872 alle in seinem Bereich liegenden Grundstücke des Athos in eigene Verwaltung und bewilligte den Klöstern nur zwei Fünftel des Reinertrages. Doch auch diese Gelder behält die russische Regierung zurück, sobald sich ein griechisches Kloster den maßlosen Forderungen der russischen Mönche widersetzt. So schuldet sie der Abtei Iwiron aus deren Gütern in Moskau, Bessarabien und im Kaukasus seit 1885 jährlich 100 000 Frcs. Von den griechischen Klöstern gebietet heute eigentlich nur Watopädi über ein reiches Einkommen — aber auch über ihm hängt das Damoklesschwert der russischen Geldsperre —, die übrigen stecken in oft sehr drückenden Finanznöten. Um dem gänzlichen Ruin zu entgehen, hat sich zuletzt das Kloster Karakallu zur Rückkehr zum sparsameren System des gemeinsamen Lebens entschließen müssen, von den übrigen Idiorrythmen nimmt Stawronikita bereits eine Mittelstellung zwischen beiden Lebensweisen ein, Philotheu wird über kurz oder lang in der Preisgebung der freien Form nachfolgen. Ich habe es miterlebt, wie an einem hohen Feiertage die Tagelöhner eines freien Klosters nach der Morgenliturgie wüste Lärmscenen veranstalteten, um zu ihrem seit vielen Monaten rückständigen Solde zu gelangen. Die Epitropen führten die armen Leute lachend zum Geldschrank, in welchem nur ein leerer Beutel und ein Heiligenbild lagen. Daß sie eigentlich verpflichtet seien, mit ihrem

aus dem Klosterschatze gesparten Vermögen für das Gemeinwesen einzustehen, kam ihnen garnicht zum Bewußtsein. Ja, wenn das Kloster noch imstande gewesen wäre, Darlehen hoch zu verzinsen! Am selben Abend erschien der Älteste eines im Bereiche des Klosters liegenden russischen Kellions, um gegen eine Entschädigung an Land und allerlei andere Zugeständnisse seine Hilfe anzubieten. Die unsichere Finanzlage und ungerechte Verteilung von Gut und Macht haben in den letzten Jahren wiederholt zu gewaltsamen Umwälzungsversuchen von seiten ernst gesinnter Mönche und der Masse geführt. Je mehr sich aber die Klöster genötigt sehen, zur sparsameren gemeinschaftlichen Lebensform zurückzukehren, desto mehr sinkt die Hoffnung auf die geistige Ertragsfähigkeit des Athos hinab, denn die Kinowien werden sich, schon um mit dem Frömmigkeitsrufe der sehr streng asketischen slavischen Anlagen wetteifern zu können, auf lange Zeit hinaus zu einer Abänderung ihres für freigewählte Beschäftigung keinen Raum lassenden Betriebes nicht verstehen. Dagegen sind die von einem einheitlichen Willen geleiteten monarchischen Klöster ohne Zweifel geeigneter, die brennendste Frage für den heutigen Athos zu lösen, nämlich den wuchtigen Anprall der Russen durch stetigen und tatkräftigen Widerstand zurückzuweisen.

Slavische Mönche aus den verschiedenen Reichen waren schon im 12. Jahrhundert auf dem Athos erschienen, allein nur die Bulgaren und Serben hatten sich neben den Griechen zu behaupten gewußt. In

den letzten Dezennien sind auch die Serben ausgestorben; Versuche des Königs Alexander, der vor einigen Jahren den heiligen Berg besuchte, seinem Volke die serbische, inzwischen von Bulgaren bezogene Stiftung Chiliandari wiederzugewinnen, scheiterten, wie man sagt, an der Abneigung seiner lebensfrohen Landeskinder gegen den Klosterrock. Dagegen begann seit etwa 70 Jahren, namentlich seit dem Krimkriege, die russische Invasion auf's neue, von unerhörten Geldmitteln, der lebhaften Begeisterung des gesamten heiligen Rußland vom Zaren bis zum Bauern, sowie der äußerst wirkungsvollen, obwohl verkappten Mitwirkung des Botschaftspalais in Pera unterstützt. Die Skiten Andrea und Eliu, welche die Russen von den griechischen Klöstern Watopädi und Pantokratoros übernahmen, wuchsen schnell zu mächtigen, je 800—1000 Mönche aufnehmenden Abteien aus, und das 1875 endgiltig wieder in ihre Hände gefallene Kloster Panteleïmon (das Russikon) ist heute eine stadtähnliche Ansiedelung mit über 2000 Bewohnern. Ferner besitzen sie eine Unmenge über den ganzen Berg verstreuter Kellien, deren Insassen vereinsmäßig organisiert sind und von den Hauptsitzen aus überwacht und beraten werden. Durch die starke russische Nachfrage schnellte der Pachtpreis eines Kellions in den letzten 50 Jahren von einigen 100 Piastern auf Tausende von türkischen Goldpfund empor. Ein russisches Kellion weist häufig bis zu 60 Mönchen auf, obschon der mit dem griechischen Kloster abgeschlossene Kontrakt nur die alte Dreizahl



Abb. 4: Das Russikon.

zuläßt, und weitet sich nach hartnäckigen Kämpfen mit der Mutterabtei, wobei Rubel und Ordenssterne eine gewichtige Rolle als Bestecher spielen, zum stattlichen Gebäude mit eigener Kirche, Herberge und Krankenanstalt aus. Gar manches Kellion erscheint so als Keimzelle eines künftigen russischen Klosters. Rechnet man die mönchische Bevölkerung des Athos auf 10000, so fallen etwa nur 4000 noch auf die Griechen, etliche Hundert auf die Rumänen, der Rest kommt auf die Russen und die mit diesen am selben Strange ziehenden Bulgaren. Neben dem Bestreben, durch Ankauf von Kellien, Landungsplätzen und wo möglich auch ruinierten Klöstern vor allem viel Boden zu gewinnen, gehen mit großem Erfolge betriebene Versuche, die ganze Physiognomie des Athos russisch zu färben. Im Hafen Daphni laufen wöchentlich die Riesenschiffe der russischen Dampfschiffgesellschaft an und laden im Laufe des Jahres viele Tausende von Pilgern, moderne Kreuzfahrer, aus, welchen man überall begegnen muß. Über der russischen Stationspost flattert die Trikolore. Die bunt aufgeputzten slavischen Konaks in Karyäs beherrschen den Ort. Auf ihre numerische Überlegenheit pochend, verlangen die Russen, die Liturgie in dem Protaton, der alten neben dem Parlamentsgebäude gelegenen Zentralkirche des Athos, solle künftig auch in ihrer Sprache gehalten werden. Die griechischen Mönchsmaler müssen, wenn sie Aufträge bekommen wollen, umlernen und „moskowitisch“ malen. Der größte Teil der in den Bazaren von Karyäs aufgestapelten Bilder, Schnitze-

reien und anderer Devotionalien trägt schon russische Beischriften, ist gar aus Odessa eingeführt. Einflußreiche Athosbesucher, welche zuerst im Russikon einkehren, werden mit großer Geschicklichkeit festgehalten und unter dem Vorwande, die griechischen Klöster seien höchst unbedeutend, auch gastfeindlich und unsicher, ausschließlich in die slavischen, am liebsten nur in die russischen Anlagen geführt. Da diese zumeist aus neuzeitigen, nüchternen Kasernenbauten bestehen, die etwa überkommenen griechischen Kirchen und Kapellen mehr oder minder ummodeln oder gar völlig einbauen, bei der Herstellung und Ausschmückung neuer gottesdienstlicher Räume, im Kultusbetrieb und in den mancherlei mönchischen Sitten die athonitische Überlieferung völlig verleugnen, so bleibt manchem das reizvolle Bild byzantinischen Schaffens und Lebens, das sich auf dem heiligen Berge aus versunkenen Zeiten herübergerettet hat, durchaus verborgen. Hingegen bringen die russischen Niederlassungen in allen Beziehungen die den anatolischen Kirchen überhaupt eigentümliche Verquickung von Religion mit nationalem Empfinden, ja mit Chauvinismus und Politik kräftig zum Ausdruck. In ihnen beten die Priester nicht mehr für die hochseligen byzantinischen Kaiser und den ökumenischen Patriarchen, sondern für den heiligen Synod und den „gottesfürchtigsten, selbstherrschenden großen Herrn, den Zaren, für sein ganzes Kriegsheer, und daß Gott unter des Zaren Füße unterwerfen möge alle Feinde und Widersacher". Mit Begeisterung werden die vaterländischen Gedenktage gefeiert. An den Haupt-

festen kommt ein endloses Dankgebet für die Siege der russischen Waffen unter Aufzählung der Schlachten zur Verlesung; ich hörte es in der Weihnacht, nachdem soeben das „Friede auf Erden" verklungen war. An den Wänden der Gänge, Gastzimmer und Säle hängen dichtgedrängt die Bildnisse der Herrscherfamilie, bekannter Generale und kirchlicher Würdenträger; neben aufregenden Darstellungen von Kriegsepisoden erscheinen selbst die Staatshäupter des verbündeten Frankreich, das „Flottenfest von Toulon" und „Zar und Zarin in Paris". Der dringende Ratschlag eines mir wohlwollenden, gebildeten russischen Mönches, ich solle mich im Russikon zur besseren Empfehlung als einen Franzosen ausgeben, ist recht bezeichnend für die im Hauptkloster gepflegte Stimmung.

Seltsam! Neun Jahrhunderte lang haben die Athoniten unter oft sehr schwierigen Verhältnissen ihrem Lande das griechische Gepräge zu wahren gewußt, welches ihm als einer vornehmen Einrichtung des zum ausgesprochen griechischen Staate entwickelten oströmischen Reiches gebührte und von den Kaisern trotz aller Weitherzigkeit gegen andere Völker — im elften Jahrhundert konnten sogar die am Levantehandel lebhaft beteiligten Amalfiner ein allerdings wie die meisten abendländischen Gründungen im Orient nur vorübergehend bestehendes lateinisches Kloster auftun — nötigenfalls durch besondere Maßnahmen entschieden verteidigt wurde. Auch die namentlich nach dem Niedergange des Reiches gefahrvollen Gunstbezeugungen der slavischen Fürsten führten

keine nachhaltige Änderung herbei. Aus der Schmach und dem Elend der Fremdherrschaft hob das griechische Volk seine Augen mit Stolz und Zuversicht auf zu dem heiligen Berge, welchen die gnädige Fügung des Himmels als Zeugen der alten Reichsherrlichkeit und Bürgen einer glücklicheren Zukunft ungebrochen und unentweiht aufbewahrt hatte, während ringsum die Denkmäler vergangener Zeiten in Schutt und Asche zerfallen oder in Moscheen, Lagerräume und Kasernen umgewandelt waren. In wohl niemals völlig unterbrochener Fühlung mit ihren Volksgenossen förderten die Mönche, eine Weile wenigstens, die Erneuerung griechischen Lebens, mit rühmlicher Opferfreudigkeit nahmen sie an dem Freiheitskriege tätigen, von seiten der Türken durch eine drückende Dragonade und Beseitigung der Klösterarmierung gerächten Anteil. Ist nun das nationale Empfinden auf dem Athos erloschen, glaubt man durch die Aufnahme eines starken, über Hilfsquellen aller Art reichlichst verfügenden russischen Bestandteiles etwa eine sichere Gewähr für Dasein und Fortdauer des mönchischen Staates zu gewinnen oder fehlt die Kraft zur erfolgreichen Abwehr des Anpralles?

Nicht verantwortlich sind die Griechen für die Abtretungen von Kellien und Landstücken, welche die Russen von den eingesessenen slavischen Klöstern Sographu und Chiliandari erreicht haben. Es bedeutete auch noch keinen Verrat an der vaterländischen Sache, wenn die Griechen gegen die Mitte des vorigen Jahr-

hunderts auf ihrem Grund und Boden einer größeren Anzahl Russen das Bürgerrecht verliehen und den Eintritt in das Kloster Panteleïmon gestatteten, zu einer Zeit, wo die Uneigennützigkeit des großen orthodoxen Bruders bei den Christen des Ostens noch politisches Dogma war. Zum mindesten große Unbesonnenheit zeigten aber Watopädi und Pantokratoros in der Überlassung der Skiten Andrea und Eliu, garnicht zu rechtfertigen ist die Überhandnahme des russischen Elementes in Panteleïmon, welches schließlich einen den Russen ganz gefügigen Abt wählte und mit Unterstützung der Botschaft in Pera bei dem übel beratenen Patriarchat durch die inzwischen erfolgte Verlegung des Baues sehr zweifelhaft gewordene, überdies längst verjährte Ansprüche auf den alleinigen Besitz des Klosters durchzusetzen wußte. Dieser Sieg war von entscheidender Bedeutung, er verschaffte den Eindringlingen Sitz und Stimme in dem Landesparlament, das Recht zur beliebigen Besiedelung und Bebauung der Klostermarkung, mehrere sogleich mit Filialen besetzte Liegenschaften auf der übrigen Chalkidike, endlich eine Wirkfeste zur planmäßigen Ausbreitung. Damals rafften sich die Griechen zum Widerstand auf; er blieb wegen der Russenfreundlichkeit des Patriarchen wirkungslos, zeigte aber wenigstens, daß die drohende Gefahr erkannt war. Darum scheint es mir nicht mehr Toleranz oder Verständnislosigkeit, sondern eine höchst beklagenswerte Verkennung ihrer Verpflichtungen zu sein, wenn die Klöster in allerlei Zugeständnissen fortfuhren. Die

Mutterabteien haben das Recht, zu jeder Zeit den vertragsmäßigen, meist sehr niedrig bestimmten Bestand ihrer Skiten und Kellien nachzuprüfen und nötigenfalls gewaltsam, mit Unterstützung der türkischen Grenzsoldaten, die Entfernung der überzähligen Bewohner durchzuführen; ohne ihre Erlaubnis dürfen die Bauten um keinen Stein wachsen, die Kellien können nach dem Tode des Pächters oder Käufers wieder eingezogen werden: von diesen Befugnissen, deren folgerechte Anwendung die Russen mit einem Schlage weit zurückwürfe, wird indessen nur ausnahmsweise schwacher Gebrauch gemacht.

Der Grund für diese Schlaffheit liegt vor allen Dingen in der wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Russen, in welche sich die meisten Klöster, zum Teil notgedrungen, begeben haben. Selbst streng national gesinnte Gemeinschaften mögen sich die Anteilnahme an dem auf den Athos niedergehenden russischen Goldregen und die Möglichkeit nicht verscherzen, in schlechten Zeiten ihre wundertätigen Reliquien und Bilder einzupacken und mit Erlaubnis der kaiserlichen Regierung eine Fechtreise nach den Ufern der Moskwa zu unternehmen. Zuweilen dienen die Opfer ferner zur Gewinnung der russischen Diplomatie, deren Unterstützung zum Beispiel vor etwa drei Jahren ein großes unbotmäßiges Kloster vor Patriarch und Sultan deckte. Den ergebensten Bundesgenossen finden die Russen jedenfalls in der Uneinigkeit der Griechen unter sich. Zwischen einzelnen Klöstern besteht uralte Gegnerschaft, welche

oft bei den geringfügigsten Anlässen zu grimmigem Kampfe führt. Als vor etlichen Jahren Joakim III. als Pächter des Klosters Lawra die Verklärungskapelle auf dem Kulm erneuern ließ, machte Agiu Pawlu in heftigster Weise seine Besitzrechte auf den höchsten Punkt des Athos geltend und verlangte die Abtragung des Neubaues; lange Zeit verpufften beide Klöster ihre Kraft im Streite um die Gebirgsnase. Manchmal wird die Feindschaft so schlimm, daß selbst Fremden die Beförderungsmittel, Maultier oder Boot, zu dem Gegner verweigert werden. Da gewöhnlich auch die den Parteien befreundeten Klöster, welche mit ihnen überlieferungsweise „Kuleur" haben, in den Kampf eintreten, vermag ein Bettel alle Leidenschaften auf dem ganzen Berge auszulösen. Nicht selten brechen Streitigkeiten zwischen den Kinowien und den freien Klöstern aus. So forderten erstere vor einiger Zeit in Verbindung mit dem Patriarchat die Ausweisung oder möglichste Beschränkung der weltlichen Kaufleute in Karyäs, die Idiorrythmen dagegen wollten nicht auf die bequemen Bezugsquellen und hohen Mieteeingänge verzichten; der Streit ist noch nicht beendet. Die einzelnen Vereine veruneinigt die Nebenbuhlerschaft zwischen freien und unterjochten Griechen, ja zwischen den einzelnen Stämmen, sodaß einige Klöster sich zu Landsmannschaften ausbilden und der Mehrzahl ihrer Bewohner entsprechend nur noch Arkadier, Lakonier, Leute von den sieben ionischen Inseln, Smyrnioten, Thasier, Makedonier u.s.w. aufnehmen. So oft nun die Bergjunta

zum Schutze der Griechen angerufen wird, wissen die Russen mit Hilfe der bulgarischen Klöster diese Gegensätze höchst geschickt gegeneinander auszuspielen und sich eine günstige Majorität zu sichern. So tritt dem meisterhaft angelegten und hartnäckig durchgeführten Angriffe eine völlig unzulängliche Abwehr gegenüber, der Sieg ist in fast allen Streitfällen den Russen von Anfang an gesichert. Die griechischen Mönche aber jammern über die Bosheit und Verworfenheit des undankbaren Fremdlings. Mit dem nordischen Bären ist der Satan ins Land eingebrochen, vorher war der Athos eine Insel der Seligen, das Leben auf ihm ein liebliches Idyll, nun folgt Skandal auf Skandal: daß sich doch die allheilige Theotokos ihrer Pfleglinge erbarme!

Wo immer im Orient die Griechen Freiheit zur Bewegung erhalten, da sprießt Leben hervor, Sauberkeit, gute Sitte, Wohlstand und Bildung stellen sich ein. Im dunkeln Albanien wirkt ein griechisches Haus wie eine blühende Oase in schauerlicher Wüste, mit tiefer Rührung trifft man im Innern Makedoniens Schulen mit vorzüglich gebildeten, häufig auf deutschen Universitäten vorbereiteten Lehrern. Wer diesem klugen, unternehmungsfreudigen Volke die Verwirklichung seiner nationalen Träume gönnt, ja mit Moltke in der Schaffung eines starken byzantinischen Reiches die beste Lösung der Orientfrage sieht, wird die fortschreitende Russifizierung des heiligen Berges nur mit Schmerz verfolgen. Das Absehen der Russen ist nicht etwa bloß auf die

Vorherrschaft am orthodoxen Heiligtume gerichtet, man darf sagen, daß diese nur eine Vorstufe zur Verwandlung der chalkidischen Hochburg in eine militärische Station darstellt. Die russische Regierung hat zwar wiederholt ihr Interesse am Athos abgeleugnet, allein bereits die Geldsperre gegen die den Forderungen der russischen Mönche nicht willfährigen Klöster zeigt, was von solchen Erlassen zu halten ist. Dem Kloster Iwiron soll das Einkommen solange entzogen bleiben, bis es den zwanzig Georgiern aus dem Kellion Johannis des Theologen den Einzug in die iberische Stiftung und damit die Wiederholung des bei Panteleïmon so trefflich geglückten Versuches erlaubt. Ohne Zweifel stehen die russischen Niederlassungen ebenso unter hoher Leitung und Aufsicht wie die Anlagen in Palästina. Unter den Führern des Kelliotenbundes befinden sich mehrere gewesene Offiziere; ich lernte einen Obersten kennen, der bei Plewna mitgefochten hat. Einer der gewiegtesten Ratgeber des Hauptklosters ist ein früherer Attaché bei der Botschaft zu Konstantinopel. Mit den Pilgern treffen häufig höhere Militärs ein. Die größten Anstrengungen werden auf die Gewinnung und den Ausbau von Kellien in beherrschender Lage verwandt. Zu Aufbewahrungsstätten von Waffen und anderem Kriegsgerät, vielleicht auch Kohlen, scheinen die unterirdischen Gewölbe bestimmt zu sein, welche seit Jahren hergestellt werden. Jedesmal, wenn ich mit dem Attaché im Russikon zu Tische saß, hörte ich starke Entladungen, auf meine Frage nach der Ursache erhielt ich die

verlegene Antwort: „Ach, unser Ökonom, das große Kind, vertreibt sich die Zeit mit Sprengungen". Daß die hohe Pforte die vorhandene Gefahr richtig einschätzt, beweist die neuerdings an die griechischen Klöster ergangene vertrauliche Aufforderung, die Verpachtung von Kellien an Russen einzustellen. Hoffentlich nimmt sich das Königreich Griechenland, welches schon früher einigen Klöstern einen namhaften Beitrag gespendet hat, des Athos noch in letzter Stunde tatkräftig an, auch den griechischen Privaten sollte die Unterstützung der Mönche hohe Pflicht sein. Vielleicht darf der Besuch, welchen 1900 der griechische Gesandte und im vorletzten Jahre die königliche Flotte dem heiligen Berge abstattete, als Anfang der Rettungsleistungen angesehen werden. Neben finanzieller Beihilfe ist die Einführung von zuverlässigen Vertrauensleuten, welche über Geschick und Ausdauer gebieten, vor allem nötig. Nur dann werden auch spätere Geschlechter auf dem Athos dasjenige suchen dürfen, was uns zu ihm hingezogen hat, das Bild der altehrwürdigen Reichsklöster, die Denkmäler athonitischen Schaffens in ihrer unverfälschten Umgebung, byzantinisches Mittelalter.

Die Klöster siedelten sich meist dicht am Strande an, wo der Grieche sein geliebtes blaues Meer vor Augen behielt: bald am flachen Küstensaum vor einer Talöffnung, wie ein Palast am Bosporus von Wellen bespült, bald in schwindelnder Höhe wie ein Adlerhorst an terrassierte Felswände geklebt, bald auf flutenzerhackter und gezackter Böschung einer Gebirgsrippe, ein

hohes Schloß am Meer, zuweilen die ganze Langseite der Landzunge überschauend. Wenige nur sind landeinwärts gewichen, mitten in tiefe Waldstille und völlige Abgeschlossenheit. Obwohl die verschiedenartigen örtlichen Verhältnisse die Anlagen sehr wesentlich mitbestimmten und so jedem Kloster seine kräftige Lokalnote verschafften, erlaubten sie doch überall die Durchführung desselben Grundplanes. Von gewaltigen Strebemassen emporgehobene Wohnräume fügen sich zu einem häufig von zinnengekrönten Türmen flankierten Geviert zusammen, welches die Hauptkirche und den Speisesaal umschließt. Bei beschränktem Raum trägt das Hofquadrat nur die Kirche, und das Refektorium wird in einen Flügel des nun mehrere Stockwerke hohen Umfassungsgebäudes verlegt. Wo sich aber günstige Platzverhältnisse darboten, dehnte sich der Klosterhof zu stattlichem Umfange aus und nahm zwischen Kirche und Speisesaal den von zierlichen Säulen und Brüstungsplatten umstandenen, kuppelüberwölbten Weihbrunnen, ferner Glockentürme, Kapellen und Wirtschaftsräume auf. Breite, weinlaubumrankte Treppenaufgänge und Loggien, deren Bögen durch den Schichtenwechsel von rotem Ziegel und weißgrauem Bruchstein sowie durch eingemauerte buntfarbige Fayenceschüsseln höchst pittoresk wirken, umziehen die innere Häuserflucht, Orangen- und Zitronenbäume umkränzen mit ihrem glänzenden Laub die tiefroten Kirchenmauern, und uralte Zypressen und Birken streben mit den kreuzbewehrten Kuppeln um die Wette zur blauen Himmelsdecke, welche über

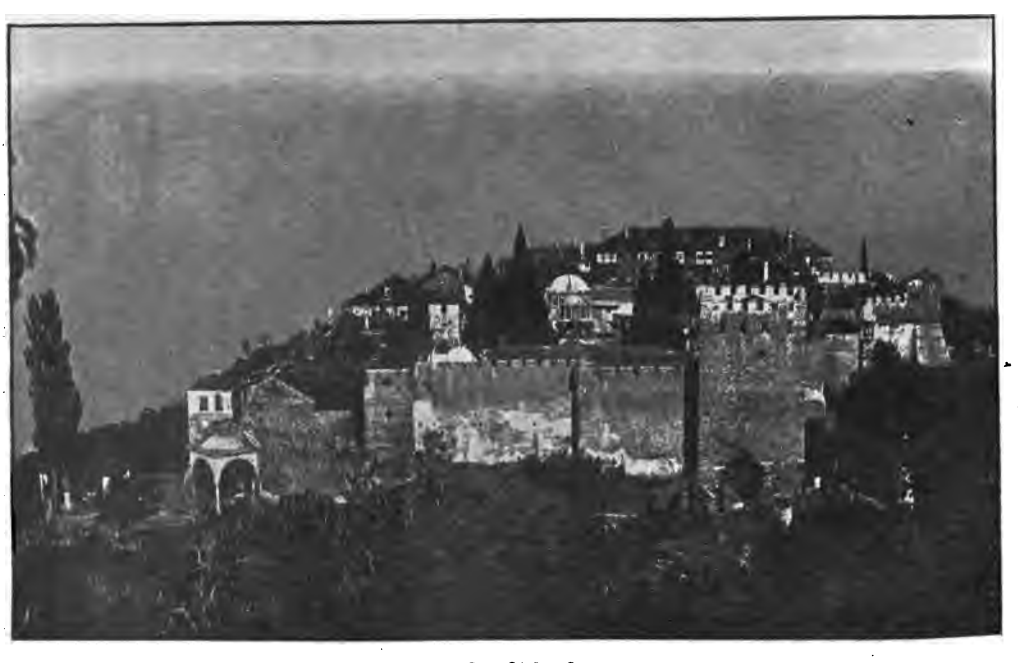


Abb. 5: Das Kloster Lawra.

diese kleine Welt gespannt ist. Freilich erweisen sich die meisten Wohnungs- und Wirtschaftsbauten trotz ihres altertümlichen Scheines als recht jung. Die ursprünglichen Gebäude sind im Laufe der Jahrhunderte dem Feuer zum Raub gefallen. Noch 1891 brannte das Kloster Simopetra mit seiner wertvollen Bibliothek ab, im Januar des vergangenen Jahres der Westflügel von Agiu Pawlu. Dennoch darf man annehmen, daß die beschriebene Anlage das Bild der mittelalterlichen Bauten im allgemeinen treu wiedergiebt. Das Zerstörte wurde eben nach dem alten Schema renoviert.

Wie zäh die athonitische Architektur bis in die letzten Jahrhunderte hinein am Überlieferten festhielt, zeigt die frappante Übereinstimmung zwischen den nachweisbar ältesten und jüngsten Kirchenbauten. Auch von den Kultusräumen der ersten Zeiten sind nur Bruchstücke auf uns gekommen, einige später wieder eingemauerte Kapitäle, Säulen, ornamentierte Platten, eingelegte Fußböden, Mosaiken. Die Kirchen entstammen zumeist den letzten vier Jahrhunderten, die Hauptkirche von Watopädi geht jedoch mindestens auf das Jahr 1312, eine Kapelle in Lawra auf 1360, zwei andere Kirchen vor 1500 zurück. Alle aber sind so einheitlich aufgeführt, daß ihr Alter durch den Stil garnicht zu bestimmen ist, vielmehr lediglich nach den Inschriften oft ziemlich niedrig angesetzt werden muß. Die Athoskirche hält sich in der Verbindung eines quadratischen Grundbaues mit der Kuppel an das bekannte, in der kirchlichen Baukunst Ostroms zur Herrschaft gelangte Leit-



Abb. 6: Die Hauptkirche von Iwiron.

motiv. Auf vier stämmigen Säulen lagernde Bogen, durch sphärische Zwickeln zur geschlossenen Rundung verknüpft, tragen die von schmalen Fenstern durchbrochene Trommel, über welcher die mäßig gewölbte Kuppel schwebt. Die Umfassungsmauer legt vor diesen Kern östlich drei, meistens vieleckige Nischen als Altarräume, erweitert die Kultusstätte auf der Gegenseite durch eine doppelte, rechteckige Vorhalle und buchtet im Nord und Süd vom Mittelbau halbkreisförmige Chöre aus. Der Grundriß erinnert demnach an ein gedrungenes Kreuz mit kleeblattartigem Oberarm, abgerundeten Seitenflügeln und breiter Basis. Der Bau, welchen die Chorausladungen zu einem spezifisch athonitischen stempeln, ist konstruktiv gut begründet, den Kultusbedürfnissen der Mönche trefflich angepaßt und wirkt entschieden malerisch, zumal wenn auch die Vorhallen, Chöre und Apsiden durch zierliche Kuppeln belebt sind. Er leidet aber häufig an ungenügender Raumentfaltung und so schlechter Beleuchtung, daß die Vorhallen gar oft in undurchdringliches Dunkel getaucht sind. Aber hierin sehen die Mönche, deren Gottesdienst zum großen Teil ohnehin in die Nacht fällt und der auch am Tage Lichter zu rituellen Zwecken verlangt, durchaus keinen Mangel.

Die inneren Wandflächen dieses vielgegliederten Gehäuses sind mit Fresken geschmückt, mit jener heiligen Bilderwelt, deren Anblick den frommen Herzens Eintretenden mit einem Schlage aus der Tagesumgebung in die Gemeinschaft mit dem Göttlichen erhebt, ihm den

Vorschmack der zukünftigen Herrlichkeit verschafft und eindringlich die Heilsgarantieen vorhält. Er sieht sich in eine neue Welt entrückt, unter einem neuen Himmel, aus dessen Blau gleich Transparentbildern die Gestalten des Erlösers und der Gottesmutter, die bedeutsamsten Szenen aus der heiligen Zeit des Erdenwallens Christi und der Apostel hervorleuchten und die Scharen der zum Ziele gelangten Glaubensheroen dem Erdgeborenen ermunternd zuwinken, in welchem Zeichen er siegen könne. Die athonitischen Freskenzyklen entnehmen Stoff und Kompositionsweise dem auf symbolisierende Wirkung bedachten Dekorationsschatze, den die orthodoxe Kirche aus Schrift, Tradition und ihren bilderreichen liturgischen Gebeten und Gesängen für ihre Künstler zusammengestellt hat. Wie aber jede von byzantinischer Kultur befruchtete Landschaft dieses Gemeingut auf eine eigene Weise auszuprägen gewußt, so hat sich auch in unserem Klosterlande hinsichtlich der Auswahl und Anordnung des malerischen Schmuckes ein in allen Kirchen mit programmartiger Regelmäßigkeit wiederkehrender Typ verfestigt. Entsprechend dem Gange des Gottesdienstes, die liturgischen Gesänge oft bis ins Detail illustrierend, stellen die Bilder die stufenweise Erhebung zu Gott dar. Je mehr sich die übereinander geordneten Bilderreihen über die Erde erheben, desto erhabener und mysteriöser werden sie und ziehen die Seele mit sich hinauf bis in das Allerheiligste des Himmels. Zur Orientierung empfehlen sich die durch Übersichtlichkeit, Alter (Grundstock v. J. 1312) und Güte ausgezeichneten

Fresken des Klosters Watopädi. Zu unterst umzieht die Apsiden und Vorhallen — in anderen Kirchen auch den Mittelbau — ein Kranz von kanonisierten Einzelfiguren, liturgierenden Kirchenvätern, Bischöfen, gewappneten Gotteskriegern, Märtyrern und Musterasketen. In ihnen gesellen sich die Donnerlegionäre und Feuersäulen der Kirche, ihre Vorkämpfer mit Wort, Feder, Schwert und allen Widerstand niederwerfender Treue zur feiernden Versammlung als aufmunternde Vorbilder und Fürbitter. Im Mittelbau erblickt man dann zunächst über dem Chorgestühl einige durch Natürlichkeit und Bewegung hervorragende biblische Genrestücke, links vom Fenster des Südchors das ohne jede Manier schlicht dargestellte Abendmahl, rechts die Fußwaschung. Auf der Gegenseite, im Nordarm, sitzt der Meister unter den Jüngern, nach der Beischrift von Joh. 13, 13—14 sie auf Grund des eigenen Beispieles zum selbstverleugnenden Bruderdienst aufrufend. Daneben erscheinen als Apotheose des Glaubensmutes die lobsingenden Knaben im Feuerofen, dem Eingeweihten zugleich wie der brennende Dornbusch ein Symbol der die Betroffene ebenfalls intakt lassenden unbefleckten Empfängnis. Der darübergelegte zweite Bilderkreis widmet sich in den Chorwölbungen und auf der Westwand den Muttergottesfesten: Konzeption, Geburt, Tempelgang, Liebkosung und Tod Mariä. Das „Entschlafen" (Kimisis) der Panagia, den Raum zwischen dem oberen Rahmen der Vorhallentüre und einer hier ausnahmsweise erscheinenden, hochgelegenen Empore ausfüllend, gefällt durch

wohlerwogene Gruppierung und Wärme der Empfindung. In tiefem Schmerze umsteht das auf wunderbare Weise herbeigerufene Apostelkollegium das Totenlager der Ewigjungfräulichen. In der Höhe erscheint wie auf Murillo's Visionstafeln Christus; in seinen Armen ruht die fleckenlose Seele der Entschlafenen, als ein weißes Püppchen verkörpert. Die oberste Bilderreihe auf den Bogenleibungen, im Südost des Raumes beginnend, schildert Geburt, Jordantaufe und Verklärung des Gottmenschen als dessen Ausrüstung und Beglaubigung dartuende Szenen. Als Ankergrund des orthodoxen Hauptstückes, welches in der Verknüpfung von Göttlichem und Menschlichem in Christus alle Erlösung beschlossen sieht, betont diese Trilogie mit peinlichster Sorgfalt jeden Zug der evangelischen und legendarischen Berichte. Das Geburtsbild z. B. zeigt in der Mitte Maria mit dem Knäblein vor einer Höhle, über die Krippe lugen Ochs und Esel herüber, die „ihren Herrn kennen" (Jes. 1,3) und die Verstockten beschämen; auf der einen Seite erscheinen, von lichtumflossenen Engeln umschwebt, in den Hirten die das Heil ergreifenden Einfältigen und Niedrigen der Erde, auf der anderen die vom Wunderstern überstrahlten Magier als Vertreter der Heidenwelt. Ihnen allen ist das große Geheimnis offenbar geworden, nur Joseph, die grübelnde Zweiflernatur, versteht noch nichts und sitzt mit sehr bedenklichem Gesicht in der Ecke.

Die Bilderrolle windet sich sodann zur Wölbung des westlichen Rundbogens und feiert in der Aufer-

weckung des Lazarus den höchsten Machterweis des also Legitimierten, in der Palmtragung aber den König der Ehren, dem unmündige Kinder als Vorläufer der Geistesarmen und Herzensreinen zujauchzen. Gleich darunter, zwischen Wandsaum und Empore, illustriert die flammenumloderte Geistesausgießung das kraftvolle Wirken des Herren auch nach dem Hingang und den Geburtstag der messianischen Gemeinde, zugleich nochmals auf die geheimnisvolle Vermählung des Himmlischen mit dem Irdischen hindeutend.

In der Bogenwölbung des Nordarmes endlich finden wir die Passion mit Kreuzigung, Beweinung und „Auferstehung". Die heilsgeschichtliche Bedeutung des letzteren Vorganges ist für das östliche Christentum in zweite Linie getreten, da es ja den Vollakzent auf das einzighohe Wunder der Menschwerdung, der Vereinigung von Geist und Stoff, fallen läßt. Vor dem himmlischen Lichtmeer, welches Geburtsgrotte, Jordan und Tabor umflutet, verblaßt selbst die Morgensonne der für den abendländischen Glauben und seine Kunst so bedeutsamen Ostern. Obzwar die Unterschrift Anastasis (Auferstehung) lautet, finden wir statt ihrer die Christi Verweilen im Grabe ausfüllende Höllenfahrt abgebildet, den Erlösungsakt der vorchristlichen Menschheit als Pendant zur Menschwerdung. Triumphierend steigt Christus über die zertrümmerten Pforten der Unterwelt zur Höhe, Adam und Eva als Vertreter der alten Menschheit zu sich heraufziehend; die Sünder suchen vergeblich zu entfliehen, und Satan

knirscht bezwungen in Fesseln. Der oberste Kreis unserer Freskenbilder wird im Ostbogen durch eine breit angelegte Himmelfahrt abgeschlossen. Unter ihr thront in der Apsidenwölbung die Gottesmutter mit dem segnenden Kindlein zwischen Erzengeln, darunter findet sich eine zweite Darstellung des Abendmahles, nun aber als hoch religiöse Feier behandelt. Zur Kuppel emporschweifend, grüßt das Auge zunächst die gottbegeisterten Zeugen der Heilstaten, in den Zwickeln die Evangelisten, im Tambur den Prophetenchor, und dringt durch eine Engelgarde hindurch zur himmlischen Sphäre, wo — den Kuppelkranz einnehmend — Christus als Hoherpriester mit den Erzengeln die göttliche Liturgie feiert. Vom Goldgrund der Kuppelmitte aber hebt sich, großartig und leuchtkräftig wie eine Mosaik, das Brustbild des Heilands ab; in hoheitsvoller Güte segnet der „Allherrscher“ die Gemeinde, und sein großes Lichtauge bohrt sich tief in die Herzen.

Das aufgezeigte Schema liegt den Freskenzyklen aller Kirchen zu Grunde. Die Maler haben jedoch das gestellte Thema fast überall auf originelle Weise zu behandeln gesucht, nirgends wurde sklavisch kopiert. Der persönliche Anteil der Künstler konnte nur in Auswahl und Anordnung zur Geltung kommen, da aber wurde das sanktionierte Bilderinventar fleißig durchmustert, auf die Wirkung im gegebenen Raum durchgeprüft, und immer neue Szenen und Gestalten ordneten sich ein. Und was den Auftraggebern und Ausführenden darüber hinaus noch auf dem Herzen

lag, fand in der Vorhalle Unterkunft. Auch hier übte das Herkommen seine Rechte aus. Allein neben der üblichen Darstellung des Weihfestes, der Stifter, häufig auch einer Parusie im großen Stil, entwickelte sich hier über dem unteren Figurenkranze ein freieres Bilderleben, das in dem Fruchtboden der Heiligen-legenden, der Kirchengeschichte (besonders der Synoden), selbst der Vergangenheit des Klosters und im Mönchs-leben wurzelte. Anspruch auf wirklich künstlerischen Wert dürfen nur die älteren Zyklen erheben. Leider sind auch diese durch die Gewohnheit der Mönche, sie durch Übermalen farbenglühend zu erhalten, größtenteils ver-unstaltet worden. Von den weit früheren, aber ganz verdunkelten Malereien in der Protatonkirche zu Karyäs abgesehen, haben sich jedoch gerade die ältesten Fresken, die der Kirchen aus dem 14. Jahrhundert, einigermaßen unversehrt gehalten. Während diese von technisch gut geschulten Malern herrühren, durch schwungvolle Dar-stellung, vornehme Zeichnung sowie freundlich milde Farbengebung hervorragen und das Spiel der Em-pfindungen oft überraschend zart wiederzugeben wissen, sinken die jüngern Malereien immer mehr zur groben Handwerksware herab, sind oft sträflich verzeichnet und erinnern mit ihrem grellen Kolorit und der masken-haften Starrheit der glotzaugigen Schablonenfiguren an Moritaten- und Jahrmarktsbudenbilder. Mögen sie nun fein oder roh sein, jedenfalls hängt der Mönch an ihnen mit ganzem Herzen. Was je ihn bewegte, hat er diesen Bildern anvertraut, an die er ja auch

meist aus der kleinen Dorfkirche von Jugend auf gewöhnt war. Und die Bilder verstehen ihn und antworten ihm tröstend und verheißend.

Unter den Ausstattungsstücken der Kirche fällt besonders eine große, aus geschnitztem und übergoldetem Holz oder Marmor hergestellte Wand, das Templon, ins Auge, welche sich zwischen das östliche Säulenpaar und die Altarräume wie ein erstarrter Vorhang schiebt. Sie wird von drei Türen durchbrochen. Die mittlere, die „Königspforte“, befindet sich vor dem mit einem Kreuze geschmückten Altartische; auf ihren Flügeln ist die Verkündigung abgebildet, welche überdies allemal auch auf den Ansätzen des Ostbogens zur Darstellung gelangt. Das Templon bildet zugleich das Rahmenwerk für die unmittelbar kultischen Zwecken dienenden Tafelbilder. Zur Linken der Königstüre ist Maria mit dem Christkinde, rechts das gleichfalls lebensgroße Brustbild des segnenden und lehrenden Erlösers angebracht. Neben ihnen erscheinen Maria und der Täufer als Oranten, das Weihbild und Erzengel. In der obersten Felderreihe stehen bewegliche Festbildchen, welche zu ihrer Zeit auf ein rechts vor der Königspforte postiertes Pult zur Verehrung gelegt und von den die Kirche Besuchenden zuerst geküßt werden. Eine Unmasse ähnlicher Bilder in allen Größen bevölkert den ganzen Kirchenraum. Die größten umstehen in besondern Trägern die Säulen, von silbernen Lämpchen und allerlei Votivgegenständen umhängt und von einem stark vergoldeten, mit Perlen und Edelsteinen verzierten

Metallüberzug derart bedeckt, daß oft nur die Gesichter, Hände und Füße sichtbar bleiben. Gar manche dieser Bilder stehen bei allen orthodoxen Völkern im höchsten Geruche der Heiligkeit und Wunderkraft, namentlich die „türhütende" Madonna des Klosters Iwiron. Natürlich hat jedes der bekannten Bilder seinen Legendennimbus. Es giebt da Bilder, die „nicht von Menschenhand gemacht", sondern von selbst entstanden sind, einige rühren vom Evangelisten und Maler Lukas her, die „Türhütende" kam über das Meer zum Klosterland geschwommen, eine andere ist wie die Diana von Ephesus vom Himmel gefallen; Feuer und Wasser verletzten sie nicht, Frevler und Zweifler, welche in versucherischer Absicht das Bild antasteten, erstarrten oder mußten den Finger auf der Tafel zurücklassen. Wahrscheinlich kommt diesem und jenem der gefeiertsten Bildnisse ein hohes Alter zu, sicher aber der Ehrentitel einer wirklichen Kunstschöpfung. Das gilt besonders von mehreren Mutter mit dem Kind-Darstellungen, unter denen die liebenswürdige, mit dem Herzen gemalte „süßkosende" Panagia des Klosters Philotheu an erster Stelle steht. Die Wände der Kirchenräume umsäumt das hochlehnige Chorgestühl, vor der südwestlichen Säule prunkt der reichverzierte Patriarchenthron. In den Chören sind achteckige, mit Elfenbein und Perlmutter eingelegte Lesepulte aufgestellt, vor der Königstüre große Kandelaber. Unterhalb der Hauptkuppel schwebt ein mächtiger, mit byzantinischen Adlern geschmückter Lichterkranz, in dessen Mitte der vielarmige Kronleuchter.

Im Lüster des Klosters Pawlu grüßt uns ein Stück deutschen Kunsthandwerkes: „In der Curfirstlichen Resedentsdadt Dresten bin ich gemacht | Mester Wolf Sdengel hat mich so weit gebracht | Des nun ist mein Dhun und Bflicht | Des ich dhue leichden mit virundachtzig Licht. MDCLXIX. 1669.“ heißt es auf ihm in köstlichem Sächsisch.

Auch das Refektorium, ein im Westen apsidenförmig abgeschlossenes, flachgedecktes Langhaus mit vorgelegtem Querschiff, bedachte man gern mit reicher Ausstattung. Tische und Bänke sind aus Marmor gehauen, die Kanzel des während der Mahlzeiten in Tätigkeit tretenden Vorlesers mit Schnitzereien bedeckt, die Mauerflächen durch Fresken belebt. In der Nische, dem Platze des Abtes, ist eine Cenadarstellung angebracht. Die unteren Wände umwandern wie auf Neu-Ruppiner Bilderbogen nebeneinander gereihte Einzelfiguren, Kirchenlehrer und Gotteshelden, vorzugsweise jedoch athonitische Bravourasketen, unter denen einige mit bis zum Boden wallendem Weißbart und gleich Wappengermanen nur mit einem grünen Laubgürtel bekleidet erscheinen. Die Obermauern dieser mönchischen Ahnengalerie und das Querschiff füllen biblische Mahle und die Speisungswunder, ferner Märtyrerlegenden und Szenen aus dem jüngsten Gericht.

Werfen wir endlich noch einen Blick in die sehr schwer zugänglichen Schatzkammern der Klöster. Hier sind neben altem, nur aus Pietät aufbewahrtem Gerümpel die seltensten Kostbarkeiten aufgestapelt, neben

ausrangierten gewöhnlichen Meßgewändern, Decken, zerbeulten Leuchtern und abgeblätterten Bildern die äußerst wertvollen Geschenke der fürstlichen Gönner. Es ist bekannt, daß die fast krankhafte Freude der Byzantiner an glänzendem, edlem Material und eleganter Feinbildnerei gerade die Goldschmiedekunst und Elfenbeinschnitzerei zur höchsten Blüte brachte, und daß diese noch lange mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Erfindungsgabe betrieben wurden, als die übrigen Äußerungen byzantinischen Kunstlebens schon verkümmert waren. Von vollendeten Meisterwerken des Kunstgewerbes hat die Lawra unter anderem ein mit Edelsteinen und Emailmedaillons verziertes, ein Stück vom Kreuz umschließendes Reliquiar, welches ihr Kaiser Nikephoros Phokas (963—969) gestiftet; im selben Kloster liegt ein erstaunlich minutiös gearbeitetes, von Goldfiligran umsponnenes Mosaikbild des Apostels Johannes, ein Geschenk des auf Phokas folgenden Kaisers Johannes Tzimiskes. Im Schatz von Xiropotamu zeigt man mit berechtigtem Stolz eine prunkvolle, figurenreiche Hostienschale aus dem 11. Jahrhundert, eine Gabe der frommen Kaiserschwester Pulcheria. Als Perlen seiner Güter preist Watopädi den prachtvollen Gürtel der Jungfrau und einen Abendmahlskelch, welchen Kaiser Manuel Paläologus von seinen tüchtigen Hofjuwelieren aus einer Jaspisschale kunstvoll herrichten und dem Kloster überreichen ließ. Pawlu besitzt mehrere aus feinen Goldfäden gewirkte Reliquienkapseln mit Myrrhenkörnern der Magier, dem



Abb. 7: Das Refektorium von Lawra.

Kloster von der serbischen Prinzessin Maria verehrt. Ich greife hier aus der großen Fülle nur wenige, besonders wertvolle und berühmte Gegenstände heraus; jede Abtei bewahrt einige Kleinodien, kunstreiche Goldarbeiten, namentlich Reliquienschreine, Schnitzereien, Seidenstickereien und sonstige Kuriositäten.

In den oberen Räumen der Kirchenvorhallen, zumeist jedoch in den feuersicheren, einst der Verteidigung dienenden Warttürmen haben die Bibliotheken Unterkunft gefunden. Trotz der sehr starken Verminderung durch erst vor wenigen Jahren vom Klosterparlament streng untersagten Verkauf, durch Entwendungen, Mißbrauch und Brände weisen die im Laufe der Jahrhunderte angewachsenen Sammlungen noch über 12000 griechische, teilweise beträchtlich alte Handschriften auf. Dazu kommen zahlreiche slavische Manuskripte und überraschend viele alte Drucke. Naturgemäß handelt es sich vorwiegend um biblische, dogmatische, liturgische und asketische Schriften, es fehlt aber keineswegs an ausgezeichneten Profanwerken.

Wird die Zeit kommen, da die Athoniten das Erbe ihrer Väter erwerben, um es zu besitzen?

Ein kurzer Gang durch die Straßen Pompeji's gewährt einen besseren Einblick in das altrömische Städtebild als das Studium dickleibiger Kompendien, und doch vermissen wir beim Durchwandern der Totenstadt einen befriedigenden, harmonischen Gesamteindruck. Es fehlt der Mensch, der diese Häuser und Plätze bevölkerte und mit warmem, eigentümlichem Leben erfüllte, die Vegetation, welche sie mit farbigem Festgewand umwob und die Gewinde für Gelage, die rote Rose für das dunkle Haar der Schönen spendete. Darin liegt eben der dem Athos anhaftende Reiz, daß er einen bedeutsamen Ausschnitt byzantinischen Mittelalters nicht in aus Umwelt und Gebrauch gelösten Trümmern und Schaustücken aufbewahrt hat, sondern daß sich hier alles selten glücklich vereinigt, um treu ein lebensvolles Gebilde aus verschollenen Zeiten aufsteigen zu lassen, mögen auch hier und da neue Einflüsse leise hineinspielen.

Aus dem Golf von Saloniki kommend, hatte der Dampfer in einer sternenklaren Herbstnacht die west-

lichen Auslader der Chalkidike umlaufen, da lag in der Morgenfrühe, weithin sichtbar, die Landzunge des Athos vor mir, mit dem weitgereckten, wogenden Gebirgsrücken und dem vorgelagerten Bergkegel die Konturen einer meerentstiegenen Sphinx in Riesenmaßen über den Horizont hebend. Noch war die gewaltige Fläche vom Dämmerflor geheimnisvoll umschleiert. Allmählich zerfloß das Gewebe. Plastisch sprangen die Flankenzüge des Berglandes hervor, tief einschneidende Talfalten zwischen sich fassend. Da klärten sich auch vom dunkeln Grunde der Felswände und Waldmassen helle Punkte los, und Kloster um Kloster schwebte hervor, trutzige Bergfesten auf steiler Höh'. Vom Strande winkten grauweiß schimmernde Arsenaltürme und freundliche Skitendörfer herüber. Durch das Waldesgrün brachen die lebhaften Farben der Kellien, besonders Rot. Dort im Süd hielt der Bergriese, von dem einst die persische Armada zerschmettert ward, treue Wacht, die Rüstung vom schneeweißen Mantel umflattert und den Helm von Sonnenlichtern umblitzt.

Im Hafen von Daphni, etwa in der Mitte der Westküste, rasselte der Anker nieder. Sogleich umschwärmten uns Boote mit Kuttenträgern und fezbedeckten Laien und führten die Ankömmlinge zur Landungsbrücke. Vom Zauberstäbchen des Bakschisch berührt, erledigte der türkische Hafenbeamte im Fluge die Gepäck- und Paßrevision. Schon an Bord hatte ich mich einem Weltgeistlichen angeschlossen, welcher vorübergehend auf den Athos verbannt war, um in heiliger Stille über



Abb. 8: Das Kloster Agiu Pawlu.

den Umgang mit Bischöfen nachzugrübeln. Unser beider erstes Reiseziel war das Kloster Watopädi; er beabsichtigte dort ein Kellion zu pachten, ich mit handschriftlichen Arbeiten zu beginnen, die mich sieben Monate lang in den Athosklöstern festhalten sollten. Als mich dieser liebenswürdige Herr mit den unverschämte Preise fordernden Maultiervermietern nicht handelseinig werden sah, bewog er den ihn empfangenden Mönch, dem „Europäer“ eines der bereit gehaltenen Klostergrauchen zu überlassen. Wir saßen auf, und Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten ging es zunächst nach Karyäs zum Gouverneur und Klosterausschuß. Als Ehrenherold schritt der kleinen Karawane ein bis zu den Zähnen bewaffneter Klostergardist voran, mit mitraförmiger roter Mütze, aus Silberplatten gefügtem Brustschmuck, in der weißen, faltenreichen, die Kniee wie ein Ballettröckchen umtanzenden Fustanella und aufgeputzten Schnabelschuhen.

Der holperige Reitpfad zog sich eine Strecke nordwärts am Meere hin und erkletterte dann in Schlangenlinien einen breiten Höhenflügel, um über den Hauptkamm dem Bergzentrum zuzustreben. Mit jeder Wegwendung wechselte wandelbildartig die landschaftliche Szenerie. Unerschöpflicher Reichtum an Fülle, Formen und Farben ist für die Natur auf dem heiligen Berge charakteristisch. Es ist, als hätte sie in einer außerordentlichen Kraftanspannung, ja in verschwenderischer Entfaltung ihrer Reize ihr Schönstes hier zusammengetragen, um die Weltabgeschiedenen zu trösten und



Abb. 9: Am Waldsaum.

schadlos zu halten, oder vielmehr, als wollte sie ihren Verächtern und Vergewaltigern im berauschenden Fortissimo es in die Seele rufen: Ich bin der Gottheit lebendiges Kleid! Und so entnahm sie ihrer Schatzkammer die gewaltigsten und prächtigsten Felsengebilde und ordnete sie zu einem Hochgebirgsgemälde voll überwältigender Majestät und Schönheit; hier bettete sie weite, sanft herabgleitende Matten mit rieselnden Bächen oder ein welliges Hügelmeer ein, dort formte sie wildromantische Schluchten, über deren Stalaktitenwände Kaskaden im Diamantfeuer sprühen. Aus Nord und Süd rief sie das Pflanzenheer herbei und bedeckte die Weiten bald mit Koniferentempeln und den herrlichsten Kastanien- und Eichenwäldern, bald mit dem schmucken Teppich immergrünen Buschwerkes, und dann zauberte sie wieder einen Wundergarten hin, in dem die verschiedenartigsten Pflanzengestalten traulich beisammenstehen. Olivenbäume silberschimmern durch das frische Grün der Nußbäume, schlanke Birkenstämme durch weitästige Platanen und eine feierliche Zypressenkolonie; zur Buche gesellt sich der Mandelbaum, zum Haselstrauch die Feige, und die wilde Rose und die scharlachrote Kugel des Erdbeerbaumes glühen über dem glänzenden Lorbeer und der Myrte. Auf den Höhen und im Talgrund locken und schmeicheln und werben viel Tausend Florakinder im prunkenden Feierkleide und atmen süße Wohlgerüche aus, die, von der Brise durcheinander geweht, den Wanderer liebkosend umspielen.

Nach einstündigem Ritt war das Hochtal von Karyäs erreicht. Karyäs ist ein echt orientalisches Landstädtchen, in der Ferne durch sein buntscheckiges Aussehen anziehend, beim Betreten abstoßend. Richtungslose, kaum gepflasterte, schmutzige Gäßchen mit niedrigen, von Mönchen oder Laien gehaltenen Kaufläden und Handwerkerbuden umringen die alte Protatonkirche und das daran geschlossene Gewirre von baufälligen Holzbaracken, in welchem der Kaimakam, der türkische Aufsichtsbeamte, residiert und die mönchische Bundesregierung zur Beratung zusammentritt. Nur am Saume des Ortes gewahrt man solide, von Gärten umgebene Gebäude, die Zentralschule, die Konaks der Abgeordneten und wichtigere Kellien. In der Bazargasse pulsierte überraschend reges Leben. Im Gewühle überwogen die Kalogeri, die „guten alten Männer", — so betitelt der Grieche seine Mönche. Bekleidet waren sie mit einem schwarzen Talar und randlosem Zylinderhut, unter welchem das wie der Bart niemals geschorene Haupthaar verknotet ist. Ferner Handelsleute, truppweise russische Pilger, einige als Grenzsoldaten dienende christliche Albanesen und Postbeamte. Hier sammelte sich ein lärmender Haufe um Fleisch- und Fischlager, dort belud man Maultiere mit Mehlsäcken und Bälgen voll Wein und Oliven. In jener Ecke hatten Skitioten ihre Industrieerzeugnisse ausgebreitet, Heiligenbilder, geschnitzte Kreuze, Löffel, Gabeln, Untersätze und Fladenformen, Holzschuhe, gestickte Skapuliere, Gürtel, Mützen und die zum Kef unentbehrlichen Kombologia, aus

Horn, Perlen oder Wollknoten hergestellte Spielketten. Auch das Mönchsproletariat war zahlreich vertreten, abgerissene Gestalten mit übergehängtem Brodbeutel schoben sich durch die Gruppen oder kauerten mit ausgestreckten Händen, Almosen heischend, in den Winkeln. Plötzlich verstummte der Tumult, und alles wich zur Seite: von zwei Leibwächtern eskortiert schritt der Ausschußpräsident, ein prächtiger Greis, mit seinem silberbeschlagenen Amtsstabe gravitätisch durch die Mitte, die Mönche fielen vor ihm huldigend zu Boden und erbaten den Segen und Zulaß zum Handkuß.

Muharrem Pascha, der inzwischen von einer jüngeren Kraft aus dem haremlosen Klosterland erlöste Landrat des Athos, empfing mich aufs freundlichste. Nach orientalischem Brauch wurden gleich Süßigkeiten, Kaffee und Zigaretten serviert. Über Deutschland, für welches er eine stürmische Begeisterung äußerte, über seinen unvergleichlichen Kaiser, unsere Soldaten, Kanonen und Frauen konnte der trotz seiner sechzig Jahre die Lebhaftigkeit und Eitelkeit eines Jünglings zeigende Pascha garnicht genug Fragen stellen. Ganz unbegreiflich war es ihm aber, wie ein Deutscher sich vom Vaterlande entfernen und nun gar erst auf den verwunschenen Athos für lange Monate übersiedeln könne, ohne gleich ihm durch einen großherrlichen Ferman dazu gezwungen zu sein. Es war der Schmerz seines Lebens, daß er unsere Reichshauptstadt nicht besuchen konnte, die ihm einst doch so nahe lag:

„Aber ich habe Allah zu sehr gepriesen. Ich war früher bei unserer Botschaft in Paris angestellt und für Berlin bestimmt. Von meinem Arbeitstische überblickte ich die Place de l'Etoile, in der Menge befanden sich stets so viele wohlgebildete und schöne Frauen, daß ich über dem Lobe Allahs, der solch herrliche Wesen geschaffen hat, meine dienstlichen Aufgaben nicht erfüllen konnte. Meine Vorgesetzten fanden, ich priese Allah zu eifrig, und schickten mich nach Anatolien heim!"

Vom Kaimakam gelangte ich über eine Holzgalerie in den Sitzungssaal der klösterlichen Landesregierung. Die „heilige Gemeinschaft" setzt sich aus den zwanzig Gesandten der Klöster zusammen. An ihrer Spitze stehen neben einem Vorsitzenden vier mit der Erledigung der laufenden Geschäfte betraute Minister, Epistaten genannt, welche von den fünf größten Klöstern zu ihren Abgeordneten hinzu entsandt werden. Das Bergparlament wacht für Ordnung und Sicherheit im Lande, ist Berufungsinstanz für Streitigkeiten zwischen den Klöstern oder einem Kloster und dessen Pachtträgern, bestellt die Vertreter des heiligen Berges bei dem Pascha von Saloniki und dem Patriarchen und erhebt den jährlich an die Pforte abzuführenden Tribut von 16 000 Franken von den Klöstern als Kopfsteuer. An die Wände gelehnte Divane, ein ärmlicher Thronsessel und ein Schreibpult bildeten die ganze Ausstattung, einige Heiligenbilder den einzigen Schmuck des niedrigen, nur vom Hofe durch schmale Fenster erleuchteten Ratszimmers. Aber diese Schlichtheit im Thronsaale eines

fast tausendjährigen Reiches ergriff mich mehr als die Prunkkapitel abendländischer Klöster. Während ein Kawaß die unvermeidlichen Konfitüren und Kaffee anbot, fanden sich die Mitglieder der heiligen Gemeinschaft nach und nach ein, zumeist imponierende Gestalten im Rauschebart. Sie trugen ein ungemein feierliches und gemessenes Wesen zur Schau, statt warmen Blutes schien Weihwasser ihre Adern zu füllen. Mit leisem Kopfnicken begleiteten sie meine Ausführungen über den Reisezweck, sodann die Verlesung des mir vom ökumenischen Patriarchen ausgestellten Empfehlungsbriefes und beauftragten den Oberschreiber mit der Abfassung eines Rundschreibens an die Klöster, nach welchem diese „den hochwohlgeborenen Gast mit Ehren und Bruderliebe aufnehmen und ihm alle möglichen Erleichterungen zur Erreichung seines Zieles“ gewähren möchten. Diesem Dokumente drückten die Würdenträger das Maria mit dem Kinde darstellende Bergsiegel auf, welches, in zusammenschraubbare Segmente gevierteilt, von ihnen gemeinschaftlich gehütet wird.

Inzwischen hatte auch der Kleriker seine Angelegenheiten geordnet. Nach kurzer Rast im Konak von Watopädi, wo es wieder Kaffee und Liqueure gab, brachen wir auf. Vorbei an der Russenskiti Andrea und ihrer unlängst mit einem Kostenaufwand von angeblich einer Million Rubel erbauten, türmereichen Kirche im moskowitischen Stil schlugen wir uns nach Norden. Die Sonne stach, das Reiten war oft gar beschwerlich, und dennoch eilten die zweieinhalb Stunden



Abb. 10: Athoskegel und Bergland, im Vordergrunde das Kellion Milopotamu.

bis zum Zielpunkte wie im Fluge vorüber. So unaufhörlich und nachhaltig beschäftigte mich das ringsum sich darbietende Naturschauspiel, so mannigfach traten erhabene, heitere und idyllische Partieen vor das Auge, immer neue Reihen von Empfindungen und Gedanken auslösend, immer wieder die Einbildungskraft anfeuernd.

Welch ein gewaltiges Rundgemälde rollte sich vor mir auf, als der längs des Tales an der Wandung hinaufstrebende Waldsaumpfad zur Höhe gelangte und die im anmutigen Wellenspiel sachte zur Brandung niedergleitenden Ostflügel des Gebirgslandes beherrschte! Wie fein bewegt schwangen die Linien durcheinander, wie wonnig und wohltuend leuchtete die Skala der Grünnoten in der glanzumwirkten, lebensfrohen Blätterpracht, wie zart waren die Schattentöne abgestimmt! Aus den Waldungen prangten hier und da die glutroten Kirchenkuppeln eines Klosters oder einer Skiti wie Purpurblumen aus schmucken Zweigen hervor, und ungezählte Kellien schwebten auf den Abhängen, ruhten in der Tiefe, reizend wie Tirolerhäuschen. Im wirksamsten Gegensatz zum mannigfaltigen Aufbau und Kolorit der Bergkette schloß weit im Süd die ruhig und bestimmt umrissene Marmorpyramide die Fernsicht ab, von unsagbarer Lichtherrlichkeit umflossen, Himmel und Erde verbindend gleich einer Jakobsleiter, an der die Engel auf- und niedersteigen. Es liegt doch etwas Sinniges im hesychastischen Dogma vom Wiedererscheinen des Verklärungslichtes auf dem Athosberge. Zur Linken

glitzerte, soweit das Auge reichte, das blaue ägäische Meer, die Inseln des Archipels grüßten aus der duftigen Ferne wie gigantische Seerosen herüber, und über dem allen funkelte der heitere Himmel des Südens!

Das Bild entschwand. Mit einem Schlage umpfing uns wieder tiefe Waldeinsamkeit und aller Zauber athonitischen Pflanzenlebens. Zu beiden Seiten des Weges baute es sich blumentreppenartig auf. Im Rasen träumten, von zierlichen Farren umfächelt, Samtröschen, Alpenveilchen und Glockenblumen. Dahinter wucherte ein undurchdringliches Dickicht, ein Dornröschengebüsch von Schlehen, Myrten, Lorbeeren, Efeu, Waldreben und Kletterrosen. Nicht minder eng miteinander verschlungen, überragten diese Stufe Steineichen, Zistrosen, Ginster, wilde Erdbeerbäume und Baumheide. Dieses Laub- und Blumengitter war so dicht gefügt, daß man meist erst über ihm die Stämme des Hochwaldes wahrnehmen konnte, die mächtigen Pfeiler eines Domschiffes, zwischen welche von Baum zu Baum gewundene Ranken graziöse Maßwerk-Arabesken einspannten. Holzkreuze, die im Geäst einer knorrigen Eiche oder einer Buche zuweilen befestigt waren, verstärkten die feierliche Stimmung. Von unten tönte vielstimmiger Choralgesang herauf, Wallfahrer ziehen durch das Tal. Bald begegneten sie uns, wohl an hundert russische Pilger, trotz der mythologischen Hitze in Pelzmäntel eingemummt. Ihrem Zuge schritten Kerzenträger und Popen voraus. Gospodi pomilui, Herr erbarme dich!, lautete der Refrain ihres Gesanges.

Gospodi pomilui, gospodi pomilui! — der flehentliche Ruf klang uns noch lange nach.

Oben am Scheitelpunkte zweier Bergrippen breitete sich eine Riesenplatane baldachinförmig über den Weg. In ihrem Schatten lag ein Brunnen, hinter dem eine im Kielbogen nach oben verjüngte bunte Mauer stand. Wir saßen ab, um die Tiere tränken zu lassen. Wie gut ließ es sich da rasten! Durch das niederhängende Zweiggewebe schimmerten die Bilder des Tales herauf, hellblinkendes Felsgestein, üppiges Laubwerk vom weißen Bach durchzogen, im Hintergrund eine Klostersilhouette auf silbrigblauer Meeresdecke. Um uns her konzertierten die Vöglein, und wenn der Chor pausierte und leise zum nächsten Satze stimmte, sang Primadonna Nachtigall im Busch ihr Solo und jubilierte und schluchzte vor Wonne ob all der Pracht. Da humpelte durch die Bäume ein steinalter, verwitterter Einsiedel im Rübezahlbart zu uns herab. „Ewlogison, segne!", den bei den verschiedensten Anlässen, selbst beim Zutrinken üblichen Lieblingsgruß der Athoniten, rief er uns zu, und mit „O kirios, der Herr segne!" erwiderten wir kommentmäßig. Sogleich redete er lebhaft auf mich ein und forderte Heilung für sein Magenleiden. Der Alte war nicht zu überzeugen, daß doch nicht jeder „Franke" ein Jünger Äskulaps sei, und hub sich heftig auf meine Ungefälligkeit schimpfend von hinnen.

Die immer neue Überraschungen bescheerenden Ausblicke auf Bergland, Pik und Meer, stimmungsvolle Waldszenen und Talbilder bildeten die Höhepunkte

des Zuges, aber auch die übrigen Wegteile verfügten über große Reize. Bald ging es durch niedriges, filigranartig verschlungenes Buschwerk oder durch hochaufschießendes Lianenspalier, bald durch lachende Obst- und Weingärten, und dann wand sich der Weg wohl eine Weile an waldgekrönten, malerischen Felsgruppen vorüber über blank gewaschenes Geröll oder weiche Sandfelder dicht am heranwogenden Meere hin, um wieder in das Tal und die aufstrebenden Wälder einzulenken.

Unvergeßliche Stunden! Schönste Blätter in Gottes großer Handschrift, wie leuchtet ihr noch heute frisch und kräftig vor mir, wie herzlich grüßt euch dankbare Erinnerung, wenn nach langen, hinter dumpfen Klostermauern und ihrem Zwange unter wurmzernagten Pergamenten verbrachten Wochen ihr euch mir wieder auftatet in ewiger Schönheit, Größe, Freiheit und Wahrheit, allen Druck und Kleinmut hebend, neue Lebens- und Schaffensfreudigkeit spendend! Da war es mir so recht aus der Seele gesungen, das alte Burschenlied:

Laßt die Griechen allzumal, wollen auch durch Wald und Tal
Lustig promenieren, dort, ja dort studieren!
Seht den goldnen Kodex hier in der goldnen Sonne;
Quellenstudium treiben wir hier am kühlen Bronne;
Was editio princeps sei, ei, ich sag's der Wahrheit treu:
Ist der Wellen Klingen, ist der Vöglein Singen. —

Das Waldesdunkel lichtete sich. Bald befanden wir uns zu Häupten eines nicht tief eingreifenden aber desto behäbiger ausgeweiteten Tales, auf dessen Sohle der prachtvollste natürliche Park, ein wahrer Garten

Eden lag. Dort zur Rechten, auf glattem Bergabhang, trauerten die efeuumwucherten Ruinen der früheren Athosuniversität, deren ergreifendes Leichenmal. Unten hatte das Meer eine herzförmige Doppelbucht ausgewühlt. Längs der südlichen Rundung zog sich ein festungsartiger Bau mit gezahnten Umfassungsmauern hin, überragt von gewaltigen Türmen und einem Wald von Kuppeln: das kaiserliche Kloster Watopädi. Anpflanzungen und Wirtschaftsgebäude umkränzten es. Nach athonitischem Brauch saßen wir in gebührender Entfernung vom Kloster ab und schritten langsam dem Tore zu. Durch Abfeuerung mehrerer Schüsse alarmierte der Kawaß die Mönche zum Empfange ihrer Gäste. Da erklangen die Klosterglocken, und nach kurzer Weile erschienen die Vorsteher mit etlichen andern Kalogeren. Mein geistlicher Begleiter, welcher sich minutenlang vor dem Weihbilde im Bogenfelde des Portals aufs eifrigste verneigt und bekreuzigt hatte, und auch ich erhielten vom ersten Epitropen den Bruderkuß. Dann zogen wir in Prozession unter Glockenklang und Gesängen über den großen, winkeligen Hof mit seinen Kapellen, Türmen, dem Refektorium und einem Orangenwäldchen zur Hauptkirche. Hier wurde angesichts der Reliquiare, die zu Ehren des vorher angemeldeten Priesters eigens vor der Bilderwand aufgebaut waren — aus einem der unermeßlich wertvollen Goldschreine starrte uns der graugrüne Schädel des Kirchenvaters Chrysostomos an, — eine kurze Begrüßungsliturgie gehalten.



Abb. 11: Das Kloster Watopädi.

Erst, nachdem im Sitzungssaale wiederum Eingemachtes, Wasser, Kaffee, Raki, d. i. ein Branntwein aus Trebern, und Zigaretten angeboten und die im Orient besonders umständlich gehaltenen Fragen nach dem allseitigen Wohlergehen erledigt waren, konnte ich das Einführungsschreiben des Bergparlamentes abgeben und mein Anliegen vortragen. Allzu erbaut schienen die heiligen Väter darüber nicht zu sein. Zwar begleiteten sie meine Rede mit zustimmenden Gebärden und ewigem, „Poli kala, poli kala, sehr schön, sehr schön", dann aber wurde der Dämpfer aufgesteckt. Der einigermaßen sachverständige Bibliothekar habe vor einem Jahre das Zeitliche gesegnet, sein Nachfolger sei zwar ein sehr gottesfürchtiger Mann, in gelehrten Dingen jedoch ganz unerfahren, überdies als Chorführer und Ratsherr stark in Anspruch genommen. Nur sehr schwer werde man die zwei nach dem Klosterstatut zur Bewachung in der Bibliothek erforderlichen Kalogeren gewinnen können, zumal bei dieser Gluthitze, die oben im Bücherturm nachgerade unerträglich sei. Zudem erwarte man die Priestermönche, welche eben auf Thasos eine furchtbare Epidemie mit dem Gürtel der Panagia bekämpft haben, zurück; da gäbe es zur Abnahme und Prüfung der Einsammlungen Sitzung über Sitzung. Am nächstfolgenden Tage wolle man aber die schwierige Sache zu ordnen suchen; in der bevorstehenden Nacht müsse, wie ich wohl wisse, um des Muttergottesfestes willen eine Vigilie abgehalten und danach gehörig ausgeruht werden. Wenn leider vielleicht auch nicht in

ihrer Bibliothek, so könne ich doch in den übrigen Klöstern des Athos nach Herzenslust forschen, es gäbe ja der Handschriften auf dem heiligen Berge so viele. Im übrigen aber sei man über meinen Besuch hocherfreut und zu „allen möglichen Erleichterungen" gern bereit. Nach früheren Erfahrungen in orientalischen Klöstern, wo der Fremde wohl meistens zunächst auf ungeheures Mißtrauen und von Bequemlichkeitsliebe diktierte Ausflüchte stößt, konnte ich aus allem nur das Nein deutlich heraushören. Nur Geduld und einen Eisenkopf aufgesetzt, und ich werde zum Ziele kommen; vor allem aber späteren Aushungerungskünsten widerstehen, wie weiland Karl XII! Die beiden englischen Gelehrten, welche kurz zuvor sich durch ähnliche Vorstellungen einschüchtern und zum Abzug bewegen ließen, kannten die Praktiken der wackeren Kalogeri schlecht.

Auf dem einen prachtvollen Fernblick auf das Meer bietenden Zimmer, welches mir sodann angewiesen wurde, war schon gedeckt. Der Archondaris, ein mit der Fremdenbewirtung betrauter bejahrter Mönch, segnete die Fastenspeisen, mit Olivenöl übergossene Bohnensuppe, gebackene und gesottene Fische, in grünes Kraut eingekochte Polypen, und leistete mir Tischgesellschaft. Nach dem Mahle streckte ich mich auf den bunt überdeckten Divan, über welchem eine große Tafel mit Abbildungen der byzantinischen Kaiser und ein dreiflügeliges Andachtsbild hingen, zur Siesta nieder. Es mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als mich ein eigentümliches Geräusch vom Klosterhof her aufweckte.

Ich eilte auf den Geländergang und genoß ein köstliches Schauspiel. Den walzenförmigen Hut vom langen schwarzen Schleier hinterwallt, stolzierte ein Mönch in ergötzender Grandezza um die Hauptkirche herum und klopfte mit einem kurzstieligen Hammer lustig auf eine lange Holzschiene* los, welche er in der Linken balancierte. Diese im wechselnden Tempo gehaltene, nach kurzen Pausen immer dröhnender einsetzende Xylophonmusik war der Weck- und Lockruf zur Vesper. Bald tauchten denn auch in den Galerieen und Türöffnungen die schwarzen Gestalten auf, wandelten schweigend über den Hof und verschwanden im Säulengang der Kirche, wie die Apostel im Gehäuse der Straßburger Münsteruhr. Da ich zur Erzielung eines günstigen Eindruckes an der Nachtwache, der Agripnie, teilnehmen wollte, verzichtete ich auf die Vesperfeier und erschlief auf meinem Divan weiteren Vorrat.

In später Nachmittagsstunde zog es mich zum Meere hinab. Vorbei an den vor dem Tore gelegenen Laienhäusern und Stallungen, einer munter klappernden Mühle und dem hoch gebauten Kiosk, in dem einige Klosterherren bei der Zigarette ihr Abendkef hielten, schritt ich zu dem kiesbestreuten Strandstreif hinunter, zur Promenade der Watopädiner. Mit dem Ufersaum durch eine niedrige, zerbröckelte Felsbank verbunden, starrte eine spitze Klippe einsam aus den Fluten.

* Das sog. Simandron, welches neben dem auch noch in den Klöstern üblichen Agiosidiron, einem Eisenreif, vor Einführung der Kirchenglocken allgemein zum Gottesdienst rief.



Abb. 12: Das Kloster Iwiron.

Diese erkletterte ich, von Stein zu Stein springend. Ein gewaltiges Seefeld dehnte sich vor mir aus, vom makedonischen und thrakischen Gestade, dort drüben, von der Bergspitze aus sichtbar, vom Küstenland Troja's umrandet. Gleich Erdteile verknüpfenden Brückenpfeilern ragten die Inseln empor, vor mir das breite, steile Thasos, zur Rechten, sich in der Ferne verlierend, Samothrake, Imbros und Limnos. Im Vordergrunde übte eine Delphinenschule ihren neckischen Mäanderlauf, zogen zwei Schwäne das blendendweiße Gefieder durch die blauen Wasser.

Welle um Welle hüpfte heran und umperlte, hoch aufschäumend, meinen Felsensitz. Das war ein Plätschern, ein Rauschen und Drängen, als wollten sie des Fremdlings Aufmerksamkeit erzwingen und ihm erzählen von all dem, was sie dort unten erlauscht, von den uralten Runenzeichen und den frischen Zügen, die sie im Grundbuche des Meeres gelesen, eingegraben von den Schiffsschneiden der Völkerwelt. Über diese Wasserstraße zogen sie hin zum lockenden Pontus Euxinus, die kühnen, mit dreifachem Erz um die Brust gepanzerten, entdeckungsfreudigen Seefahrer, von den Argonauten aus der ersten Morgendämmerung der Geschichte an; hier segelten all die Kriegsflotten, die Ost und West gegeneinander gerüstet, und sie, die warben um das weltenbeherrschende Byzanz. Über diesen Meeresplan und seinen Küstenrand unternahm auch jener Geistesfürst den für die Menschheitsgeschichte folgenschwersten Siegeszug, welcher der römisch-griechischen

Welt die Frohbotschaft schenkte und den Grund zur abendländisch-christlichen Kultur legte. Dort drüben in Troa erschien dem Paulus bei der Nacht ein Mann aus Makedonien, der winkte und bat: „Komm' herüber nach Makedonien und hilf uns!" Da fuhr er aus von Troa und kam stracks Lauf gen Samothrake, des andern Tages gen Neapolis — dort zu meiner Linken am Strande — und von dannen zum benachbarten Philippi, wo Lydia, die Purpurkrämerin, als erste die Taufe nahm, an dessen ihm besonders ans Herz gewachsene Gemeinde der gefangene Apostel aus der römischen Prätorianerkaserne den intimsten und ergreifendsten seiner Briefe richtete. Und von Philippi zog er über das von mir aus in Stunden erreichbare Apollonia und Amphipolis nach Thessalonich — Orte, die dort unten tief in der Türkei auf der Schulbank unerreichbar schienen, nunmehr auf einen Plan um mich her zusammengerückt!

Während mich noch diese Erinnerungen mächtig umrauschten, siehe, welch ein wunderbares Schauspiel! Der Tag hatte sich geneigt, und die Sonne ging jenseits der Berge zur Ruhe. Unter ihrem Scheidekuß erglühten die Wolken und mit ihnen zugleich Wellen und Küsten. Ein Himmel, Meer und Erde umwebender Schleier durchlief alle Purpurtinten der Alten, vom zartesten, von feinen goldigen Bändern durchflatterten Rot bis zum tiefsten Blau. Und dann zog das Nachtdunkel herauf, und der Abendstern erstrahlte.

Beinahe mußte ich jene erste Nacht außerhalb des Klosters in einer Laienwohnung zubringen. Die Athoniten verrammeln nämlich sofort nach Sonnenuntergang den einzigen Eingang; daß die dumpfen Schläge, die von oben herunterhallten, den Torschluß signalisierten, war mir noch nicht bekannt. Glücklicherweise erinnerten sich die Mönche vom Pavillon meiner. Als wir eintraten, lockerte der Pförtner schon die massiven querliegenden Eichenbohlen in ihrer Mauerscheide. Im matt erleuchteten Klosterhofe bewegte sich eben von einer Kapelle zur Hauptkirche ein Zug, welcher das Festbild auf geschmückter Tragbahre feierlich für die Vigilie einbrachte. Singende Priester und Diakonen, Weihrauchspender und Lichterträger schritten voran und nach. Hier und da warteten Gruppen von Skitenmönchen und Kellioten, an ihren derberen Manieren und gröberen Kostümen leicht erkennbar. An jener Laterne stand ein greiser Eremit, nach dem übergeworfenen, bestickten Skapulier ein Befolger der strengsten mönchischen Lebensführung. Sie alle waren aus nah und fern herbeigeeilt, um als Klosterzugehörige oder als Festfreunde der Agripnie beizuwohnen. Im weit geöffneten Refektorium rüstete man für diese Gäste auf den Marmortischen ein Nachtmahl zu.

Als meine Tafelgenossen erschienen mit dem Herbergsvater auch dessen geistlicher Sohn, ein Diakon, und ein in den vierziger Jahren stehender Mönch von Xiropotamu, welcher auf Kosten und zu Frommen seines Klosters in Athen etwas Medizin studiert hatte,



Abb. 13: Die Mönche von Stawronikita.

aber auch als Priester fungierte, zugleich also die sündge Seele ausschalt und ihr verfall'nes Haus flickte. Letzterer zeigte mir mit sichtbarem Wohlbehagen, daß er mit den Namen unserer medizinischen Berühmtheiten sehr wohl vertraut sei, während der Diakon, ein temperamentvoller Spartaner, das Gespräch auf den südafrikanischen Krieg zu konzentrieren suchte und mit Ungestüm fragte, ob die Deutschen „iper tus Woërs", für die Buren seien:

„Wenn die Zeitungen aus Konstantinopel ankommen, lese ich immer zuerst die Kriegsberichte. Ich kenne die Woërs nicht und hasse die Engländer, ein edles Volk, nicht; aber wenn ich den Heldenkampf des kleinen, jungfräulichen Volkes gegen den so mächtigen Unterdrücker ansehe, empfinde ich für jenes ein grenzenloses Mitgefühl. Ich muß immer an den Kampf meiner Landsleute unter Leonidas gegen die Perser denken!"

Der brave Diakon rief's mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, lebhaft gestikulierend, und ich glaube, am liebsten hätte er dort unten in der griechischen Legion mitgefochten, auf deren blau-weißer Fahne „Freiheit oder Tod" stand.

Nach dem Essen gingen, aus Neugier, Berechnung oder um die Zeit bis zum Gottesdienst auszufüllen, die Klosterleute und Kellioten bei mir aus und ein, sodaß mein Zimmer schier zum Taubenschlage wurde. Da schüttete einer aus seinem bunten Schnupftuche einen Haufen Münzen auf den Tisch aus, den „Lord" zum Kauf einladend. Ein anderer entnahm seinem

auf der Brust verwahrten Portefeuille längst verfallene Lotterieloose und erkundigte sich nach dem Gewinn. Ein dritter kramte aus dem an Schlemihls Wundertasche erinnernden Rocksack seltsam gezogene Früchte, geschnitzte Löffel, Kratzinstrumente und Spielkränze hervor, wieder ein anderer kam mit Petschaften und Gemmen „aus dem Schatze des großen Konstantin". Meistens zogen sie wieder ab, sobald sie sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, für hohe Preise ihre mancherlei Schätze bei mir abzusetzen. Nur drei Kellioten hatten sich länger auf dem Divan niedergelassen und folgten den Verhandlungen mit Teilnahme, doch aus verschiedenen Stimmungen heraus. Der lange Hagere in den mittleren Jahren, mit tiefliegenden Augen, scharfen Gesichtszügen und pechschwarzem Ziegenbart, erging sich in beißenden Kapuzinaden gegen „unmönchische" Gewinnsucht, ihr gegenüber die Liebe zum Schatz im Himmel preisend. „Nicht die schwarze Kutte macht den Mönch!", rief er den anderen zu. Jener Kraftmensch, der sich bald als früherer, weitgereister Matrose entpuppte und es nun schon zum dritten Male mit dem Athos versuchte, horchte vornübergeneigt und mit weit geöffnetem Munde herüber, um in ein zwergfellerschütterndes Gelächter auszubrechen und die Enttäuschten als Dummköpfe zu titulieren, wenn sich der vermeintliche Alexanderkopf einer Münze als Bildnis des Serbenkönigs oder ein „byzantinisches Goldstück" als österreichisches Kupfergeld erwies. Der Dritte im Bunde, ein kugelrundes Männchen, hatte die Füße nach

Türkenart unter sich gezogen und widmete, seine Perlenspielschnur bedächtig durch die Finger ziehend, den Gesprächen das überlegende Interesse eines Mannes, der aus allen Lagen einen Vorteil für sich zu erspähen sucht.

Jetzt saß ich mit dem ungleichen Kleeblatt allein. Ich bot ihnen mein Tabaksetui an. Der Seemann und der Dicke griffen begierig zu, während der Schwarze zu meinem Erstaunen heftig abwehrte:

„Christus hat das Rauchen verdammt!"

„Christus?"

„Ja, denn der Herr sagt: was zum Munde herausgeht, das verunreinigt den Menschen." Dabei wies er auf die Rauchwolken, die aus meinem Munde kamen.

„Dummkopf, Dummkopf!", brüllte der Seemann, sich vor Lachen schüttelnd.

Der Hagere gefiel mir. Ich fragte ihn nach seiner Heimat.

„Ich bin vom Kellion des heiligen Dimitrios".

„Ich meine, aus welchem Lande?"

„Von hier, vom heiligen Berge, eine andere Heimat habe ich nicht."

Da er mich durch diese ausweichende Antwort auf meine harmlose, ja im Orient fast als Anstandspflicht geltende Frage etwas verletzt sah, fügte er hinzu:

„Sehen Sie, Efendi, solange ich in der Welt war, hatte auch ich eine weltliche Heimat, Familie und Freunde. Damals sorgte ich nur für den Leib und sündigte viel. Die Panagia aber führte mich auf den rechten Weg. Nunmehr sorge ich allein für meine

Seele und bin sehr glücklich. Alles Frühere ist begraben, ganz vergessen. Gott sei die Ehre!"

Er sagte es mit seiner trockenen Baßstimme in durchaus wahrem Tone. Der hatte im mönchischen Sinne die Welt überwunden.

Etwas verlegen, ging der Seemann zum Tische, goß die Weinreste aus den stehengebliebenen Gläsern zusammen und trank mir zu: „Eviva!"

„Der Herr segne!"

„Wie gefällt dir der heilige Berg?", unterbrach der Runde die darauf entstandene Stille.

Als ich die Naturschönheit und Würdestellung des Landes hervorhob, stimmte er zu: „Sicherlich, das Wasser ist gut, und man hat seine Ruhe, außerdem ist mein Garten sehr fruchtbar."

„Ein Fremder", so warf der Hagere ein, „kann die wahre Herrlichkeit des heiligen Berges garnicht erfassen. Er mag als Laie Monate, selbst Jahre hier sitzen und versteht so gut wie nichts. Wer hier jedoch Mönch wird, ein treuer Mönch, lernt in einer Woche mehr Weisheit und Geheimnisse als im ganzen Leben dadraußen."

Neugierig forschte ich nach diesen Geheimnissen, welche den hesychastischen Genuß zu begreifen schienen. Hartnäckiges Schweigen.

„Er meint wohl die vielen Wunder, welche die Gottesmutter hier tut", sagte der Behäbige.

Und als ich von diesen Wundern hören wollte, fuhr er fort: „Die Wunder gehen täglich und stündlich

von allen Bildern der Panagia aus. Die Welt hat nicht genug Bücher, sie zu beschreiben. Das wissen die Gläubigen, drum bringen sie der Gottesgebärerin zu Ehren den Klöstern von ihrer Habe dar. Die meisten Wunder aber tut ohne Zweifel die türhütende Panagia im Kloster Iwiron, von welchem ich mein Kellion gepachtet habe. Da ist alles Wunder von Anfang bis zu Ende. Daß ich dir einiges davon erzähle.

„Als vor vielen Jahrhunderten die Barbaren wieder einmal die Christen heimsuchten, kamen sie zu Nicäa auch in das Haus einer frommen Witwe, welche ein kostbares Bild der Panagia besaß. Die Frau beschwor die plündernden Soldaten, am folgenden Tage wiederzukommen, damit sie inzwischen all ihre Schätze zur Abgabe bereit legen könne. In der Nacht aber versenkte sie, um das Heiligtum nicht in die Hände der Feinde fallen zu sehen, mit ihrem Sohne das Bild in die Fluten, das weitere Gott anheimgebend. Während nun zu jenen Zeiten die Mönche von Iwiron eines Abends am Meere lustwandelten, sahen sie jenes Bild, von Licht umstrahlt, auf den Wellen ihnen zusteuern und in kurzer Entfernung vom Ufer stehen bleiben. Beglückt und erschrocken zugleich ob des Wunders, eilten die Väter in die Kirche und liturgierten bis zur Frühe. In selbiger Nacht aber erschien die Gottesmutter einem alten Eremiten hoch oben in den Bergen und beauftragte ihn, zu den Iwiriten zu eilen und das auf dem Meere stehende Bild als ihnen zugeeignet anzumelden. Jubelnd holten die Mönche darauf das



Abb. 14: Eingang des Klosters Pantokratoros.

Bild ein und stellten es in ihrer Hauptkirche auf. Doch — o Wunder! — am nächsten Morgen war das Bild von seinem Standorte verschwunden und vor das Klostertor gewandert; wieder eingebracht, befand es sich am folgenden Tage abermals vor den Mauern. Das wiederholte sich geraume Zeit hindurch, sodaß die Kalogeren ganz verzweifelten. Da teilte die Gottesmutter dem Einsiedler im Traume die Botschaft mit, das Bild müsse vor dem Portal belassen werden; es sei ja die türhütende Panagia, welche des Klosters Schutzwache sein wolle. Und sie hat das Versprechen reichlich gehalten. Ein Beispiel! In unserer Kirche sieht man das Bild eines Schwarzen, eines Arabers, der kam einst als Pirat mit vielen Spießgesellen vor das Kloster. Als er die Mönche, die sich auf den Turm zur Verteidigung begeben hatten, zur Übergabe aufforderte, erwiderten diese, im Vertrauen auf ihre türhütende Panagia nähmen sie den Kampf auf. „O, eure Panagia fürchte ich nicht!“, rief der Frevler. „Seht!“ — er zog sein Schwert und stieß es in das Bild. Da rannen aus der verletzten Wange der Panagia Bluttropfen nieder, du siehst sie noch jetzt. Der Räuber aber wurde auf der Stelle völlig gelähmt. Er that jedoch Buße, wurde Mönch, zuletzt sogar ein Heiliger“.

„Aber geschehen dergleichen Wunder denn auch noch heute?“

Der Mönch sah mich verwundert an:

„Ich sagte es doch, ungezählte, ohne Aufhören. Höre eines von den vielen. Als man vor zwei Jahren

dasselbe heilige Bild am Weihfesttage von Iwiron um dessen Markung in feierlicher Prozession herumtrug, fiel ein kostbarer Edelstein aus der Krone der Panagia. In den Mönch, welcher ihn fand, fuhr der Teufel, sodaß er den Stein nicht zurückgab, sondern für viel Geld einem Kaufmann in Volo veräußerte, der ihn in Gold fassen ließ und seiner Gattin schenkte. Sofort erkrankte die Frau aufs schwerste, und kein Arzt konnte ihr helfen. In der größten Not erschien da dem Kaufmann die Panagia im Traume und teilte ihm mit, welche Bewandtnis es mit dem Stein und der Krankheit habe. Entsetzt brachte der Mann dem Bilde den Edelstein nebst vielen Geschenken zurück. Bei der Rückkehr fand er seine Frau gesund und blühender als jemals wieder, und als er nach der Stunde der Heilung forschte, siehe, da war es just die Zeit, in welcher der Edelstein wieder in die Krone des Bildes gefügt wurde".

In die letzten Worte mischte sich schon das Geläut zum Nachtgottesdienst, ein schrilles, wie Schlittenschellen im hurtigsten Takt unermüdlich bimmelndes Glöcklein, von fünf verschieden tief abgestimmten Glocken gemessen gefolgt. Die Kellioten brachen auf. In der Türe fühlte sich der wunderliche Heilige vom Seefach, der mir während der Wunderberichte ganz verschmitzt zugeblinzelt hatte, nochmals zu der Versicherung gedrungen, seine Begleiter seien entsetzliche Dummköpfe.

Kurz darauf ging auch ich zur Kirche. Ein Vorsteher wies mir den Ehrenplatz neben dem Patriarchenthron im Südchor an, eines jener hochlehnigen Ge-

stelle, aus denen man stehend dem Gottesdienste folgt. Noch herrschte fast völlige Dunkelheit. Nur vor dem zur Linken der Königspforte unter einem schirmartigen Baldachin aufgestaffelten Festbilde und vor den großen Ikonostasen glimmten einige Kerzchen. Im Hintergrunde wurden präludierende Gebetsformeln gemurmelt. Dann kam etwas mehr Helligkeit in die Räume, die Vorleser zündeten über den Pulten Öllämpchen an, die Chorsänger lange, dünne Wachslichter, welche sie über das Gesangbuch hielten, wie wir wohl bei kirchlichen Sylvesterfeiern. Das Helldunkelgemälde war von höchster Wirkung: scharf beleuchtete volle Profile oder verschieden verkürzte Gesichter an den Pulten und im Halbrund der Chöre, matt erhellte Gestalten in der Tiefe, huschende Schattenspiele und Lichtstreifen auf den bunten Wänden und den farbigen Platten des Fußbodens, zitternde Reflexlichter auf den Kandelabern, auf den goldenen Rahmen und eingelegten Metallüberzügen der Bilder, hervorblitzende Glorienscheine der Figuren in der Kuppel und den Gewölben. Während der ersten Vorlesungen und Wechselgesänge schwang ein Diakon im goldstrotzenden Ornat das schellenbesetzte Weihrauchfaß vor den heiligen Geräten, Bildern und allen Anwesenden, zu jedem besonders herantretend. Und dann folgten nahezu drei Stunden hindurch unter reichlicher Mimik der Priester Psalmen, Hymnen, Gebete, Schriftlektionen, wobei die Erleuchtung der Seele und des Kultusraumes beständig miteinander fortschritt, bis endlich jubelnde Doxologien erklangen, und von dem Kronleuchter, dem

Lüsterkranz, den vor den Chornischen aufgehängten Lichtkreuzen, den Kandelabern und dem Kerzenwald vor den großen Bildern blendender Glanz die Feiernden übergoß.

Der Gottesdienst sammelte sich sichtbar um und auf das Festbild. Besonders die Sänger wandten ihm, wie Böcklins fiedelnder Eremit seinem Madonnenbilde, alle Aufmerksamkeit und Inbrunst zu. Dachten sie dabei an das wunderbare Erlebnis ihres frommen Zunftkollegen, das sie so gern zum Ruhme ihrer Kunst erzählen? Der sang so schön, daß die Panagia eines Tages aus dem Bilde heraus auf ihn zuschritt und ihm ein wundertätiges Goldstück in die Hand drückte. Mag auch die Panagia diesen Gesang lieben, mir bereitete er eine Art ästhetischer Seekrankheit. In beständig auf und abwärts sprudelnden Gängen schaukelte der Einzelgesang über einem vom Chore lang ausgehaltenen Grundton wie Fontänenstrahlen über dem Wasserspiegel, den Mangel an Harmonie durch Intervalle von Viertel- und Dritteltönen, durch ewig wechselnden Rythmus und unglaublich verschnörkelte Melodieen ersetzend. Wenn diese feinsten Tonunterschiede, zumal in solch lebhaft bewegten Gesängen, selbst der gelenkigsten Künstlerkehle nur selten ganz rein gelingen, verwandelt der Versuch durchschnittlicher und nun gar erst schlechter Sänger, ihnen gerecht zu werden, den Vortrag in ein fortgesetztes Näseln, Glucksen, Gurgeln und Gemäcker, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann. Selbständige oder begleitende Instrumen-

talmusik, welche die gesanglichen Leistungen abzulösen und abzutönen vermöchte, ist aber in der griechischen Kirche als weltlicher Sinnenkitzel verpönt, weshalb denn im ganzen Athosgebiet überhaupt keine Saite erklingen darf, nicht einmal in den Häusern der Laienarbeiter.

Um Mitternacht begann der Feier zweiter Akt, nach der in ihm gesungenen großen Litanei „Liti" genannt. Unter Vorantragung des Festbildes zogen wir in die Vorhalle, welche gegen den Mittelbau abgeschlossen wurde. Hier stieg das hundertmalige Kyrie eleison im A-moll auf und nieder, sowie ein ganz eigenartiger, einzelne Silben so häufig wiederholender Kantus, daß man minutenlang nur ... teretem ... teretem ... teretem ... hörte. Solange noch das mannigfaltige Spiel der Zeremonieen, die wechselnden Bilder meine Sinne fesselten, und ich die gesanglichen Darbietungen mit einigem Interesse wenigstens aufzunehmen vermochte, war der Gedanke, den christlichen Gehalt dieser Veranstaltung zu erlauschen und in möglichst andächtiger Stimmung mitzufeiern, nur vorübergehend mir im Bewußtsein aufgetaucht. Danach aber suchte ich den fremden Schwulst zu durchdringen und durch den krausen, starken Vorhang in Gottes Vaterantlitz zu sehen; vergebens. In mir erhob der Protestant immer kräftiger die Stimme: Jünger jenes Meisters, der auch im Hinblick auf einen heiligen Berg, die Losung ausgegeben: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," dürfen nicht so feiern, wie es da vor mir geschah. Während mein

Unbehagen wuchs, und ich mit Schaudern an die kommenden Produktionen dachte, verließ ein Klosterherr nach dem andern die Kirche, und nur die unteren Mönche blieben mit wenigen Priestern und Sängern zurück. Da winkte man auch mich hinaus. Oben im Sitzungssaale wurde Kaffee und Kognak serviert. Die Väter redeten mir hierbei auffallend eifrig zu, dem weiteren Gottesdienst fernzubleiben und bis zur Frühmesse der Ruhe zu pflegen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Wenn es der Würdenrang des Festheiligen auch nur als wagbar erscheinen läßt, pflegen ja die oberen Mönche selbst nach der Liti bis zum Morgen zu schlafen und die eigentliche Nachtwache, während welcher neben Gebeten endlose Wunderlegenden in dem keinem der Zuhörer auch nur halbwegs verständlichen Kirchengriechisch im Hetztempo verlesen werden, den Klosterplebejern zu überlassen.

Ich konnte nicht zur Ruhe kommen. Aus dem schwülen Zimmer trieb es mich auf den Balkon hinaus. Nie zuvor hatte mich dieses Zeremonieenritual so fremdartig und verletzend angemutet, als hier im gepriesenen Mittelpunkte der orthodoxen Frömmigkeit. Was war denn an diesem Gottesdienst der geheimnisvollen Formen und Formeln, der Effektmacherei und Battologie noch christlich außer den Namen, die hier und da wie zarte Lebensblumen aus aufgepufften Schnitzelgirlanden sich heraushoben? Nach einer uralten Mär schleuderte ein Gigant von Thrakien her einen mächtigen Fels gegen den Olymp, aber der Block fiel auf halber Flug-

bahn in das Meer, und so ward der Athos. Ist das nicht ein Symbol für das östliche Christentum, wie es sich mit den Ausdrucksmitteln und Hüllen der antiken Religion belastete und so, an Schwungkraft geschwächt, mitten auf dem Wege ab- und niederfiel? Nicht nur lugten aus den geharnischten Gotteskriegern der Fresken die Götter Griechenlands hervor, der ganze Mysterienkult mit seinem raffinierten Apparat und Aufbau hat hier Unterschlupf gefunden.

Immer wieder umklang mich das prophetische Wort vom heiligen Brunnen Samariens: „Es kommt die Zeit, da ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten — die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ Wann kommt die verheißene Zeit für alle Welt, wo die erfolgreiche Anbetung nicht mehr an heilige Stätten und korrekte Riten gebunden ist, wo die Seele ohne Stelzen und Komplimentierbuch zu ihrem Gott zu kommen wagt wie das Kind zum Vater? Jenes Wort fordert wahrlich bergeversetzenden Glauben, zumal im Osten, im Geburtszimmer und Vorhof der Geistesreligion. Und doch ist der Tempel jener Zeit von Urbeginn an bereit. Wie freundlich grüßten dort von seinem unermeßlichen Kuppelgewölbe die trauten Sternbilder hernieder, von Gloriolen heller Nebenwölklein umflimmert! Milder silbriger Glanz ging von der Mondampel aus, und zahllose Lichter blitzten am Kronleuchter. Wie Gesang der Äolsharfen zog das leise Flüstern der Wellen, die Gottes Atem über-

wehte, zu mir herauf, und aus dem Orangengarten dort unten wallten süße Weihrauchdüfte zur Höhe. Da schwiegen die Stürme in der Brust, und Ruhe und Friede beseligte mich wieder im großen freien Tempel, der sein heiliges Schutzdach über alle Menschenkinder breitet:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände. —

Als ich kurz vor Sonnenaufgang zur Kirche zurückkehrte, hingen, in den Vorhallen wenigstens, die meisten Mönche schlafend und schnarchend in den Stühlen. Im Mittelbau jedoch, den eine stickige, mit Weihrauch und Kerzendampf untermischte Wachtstubenluft durchwogte, wechselten noch immer Vorlesungen und Gesänge ab. Der Frühgottesdienst hatte bereits begonnen. War in der abendlichen Feier die Weltenschöpfung, das bange Rufen der durch die Sünde Tod und Teufel verfallenen Menschheit, sowie die Ankündigung des nahenden Heiles dargestellt worden, so befaßte sich die Matine mit dem Erscheinen und Wirken des Gottmenschen, dem Jubel der Erlösten und der Lobpreisung Maria's, „der immerjungfräulichen Gottesgebärerin, der lebendigen und unerschöpflichen Quelle, der Gebieterin der geschaffenen Dinge, der Mutter des Lichtes“. Die ersten Sonnenstrahlen fielen eben durch die Fenster des Sanktuariums auf den Altartisch, durch die Kuppelöffnungen auf die obersten Freskenbilder, da öffnete sich die Königspforte und der Priester rief:

„Ehre sei dir, der du uns das Licht gezeigt hast!"

Es war nicht zu verwundern, daß die überanstrengten Vorleser ihr Pensum möglichst abzukürzen suchten. Wenigstens wußte der vor mir stehende Parforcelektor, in dessen Buch ich sehen konnte, auf geradezu virtuosenhafte Weise ganze, zur Verlesung bestimmte Abschnitte zu überspringen und so ein halbes Dutzend Psalmen im Nu zu beenden.

Den Schluß des Morgengottesdienstes bildete eine Einkleidung. Der Kandidat des höheren Christenstandes war, wie ich später erfuhr, ein junger Makedonier, der den griechisch-türkischen Feldzug mitgemacht und sich ziemlich schwer verwundet auf den Athos geflüchtet hatte. Die mönchischen Lehrjahre waren zur Zufriedenheit seines Alten und der Klosterräte verlaufen, nun sollte die Weihe stattfinden.

Der Aufzunehmende hatte in der Vorhalle mit den Kleidern sinnbildlich den alten Adam abgelegt. Eine Prozession holte den reuigen Sohn unter Gesängen in das Vaterhaus zurück und geleitete ihn vor das große Christusbild zur Rechten der Königstüre, wo ein als Priester kostümierter Vorsteher wartete:

„Warum kamst du hierher?"

„Ich bin entschlossen, das Leben der Enthaltsamkeit zu führen," antwortete der Novize, ein hochgewachsener Jüngling mit fein geschnittenen Zügen, einem Christusbart und bis zur Hüfte wallendem kastanienbraunen Haupthaar.

„Willst du des Lebens der Engel gewürdigt werden?"

„Ja, so Gott mir hilft, ehrwürdiger Vater!“

„Bist du aus eigenem, freien Entschluß zum Herrn gekommen?“

„Ja, ehrwürdiger Vater!“

„Willst du in dem Kloster und in der Enthaltsamkeit bis zu deinem Tode verharren?“

„Ja, mit Gottes Hilfe!“

„Willst du in Ehelosigkeit, Keuschheit und andächtiger Stimmung standhaft bleiben?“

„Ja, mit Gottes Hilfe, ehrwürdiger Vater!“

„Willst du Gehorsam gegen die Vorsteher und die ganze Bruderschaft in Christo beweisen, alle Entbehrungen und Gebote des klösterlichen Lebens auf dich nehmen?“

„Ja, mit Gottes Hilfe!“

Nach der Abnahme der Gelübde schilderte der Priester die schweren Pflichten eines Mönches, versicherte sich nochmals der freien Zustimmung des Bewerbers und sprach, indem er auf das heilige Evangelienbuch, welches mit dem Altarkreuze auf dem Verehrungspulte lag, hindeutete:

„Siehe, Christus ist unsichtbar hier anwesend. Hab' wohl acht, daß dich niemand zu dieser Lebensführung zwinge!“

Dann folgte der Höhepunkt der Zeremonie. Der Priester ließ sich von dem Mönchsanwärter dreimal eine Schere überreichen, schnitt ihm an vier, die Kreuzesenden andeutenden Kopfstellen Haarbüschel ab, legte sie als Opfergabe des der Welt Abgestorbenen auf

das Christusbild und proklamierte ihn feierlich als Mönch. In diesem Augenblicke gab der geistliche Vater des neuen Kalogeros durch einen Zwischenruf dessen Klosternamen bekannt: Theophilos, nicht mehr Theodoros! Nach uralter Sitte wurde der Anfangsbuchstabe des Taufnamens beibehalten. Darauf überreichte der alte Herr seinem Sohne nacheinander die Bestandteile der Mönchsgarderobe, zuletzt den die Fleischesertötung versinnbildlichenden Gürtel und einen am hinteren Ende lila bordierten schwarzen Schleier, welcher dem Mönch wie Scheuklappen das seitens Liegende verhüllen und sein Augenmerk auf das beschränken helfen soll, was vor ihm ist. Nach der Vorlesung von auf das weltflüchtige Leben bezogenen Evangelienabschnitten und Schlußgebeten erhielt der frischgebackene Mönch eine brennende Kerze und ein Kreuz, Symbole seines leuchtenden Standes und des Kreuzes Christi, das er nunmehr ernstlich auf sich genommen hatte. Sodann kamen die Zeugen der Einkleidung aus ihren Stühlen hervor und begrüßten den in ihre Reihe getretenen Himmelsstürmer mit dem Bruderkuß.

Nach kurzer Pause begann die göttliche Liturgie, in welcher der dramatisch aufgebaute, die ganze Heilsgeschichte oft in sehr bizarrer Spielerei symbolisierende Festgottesdienst gipfelte. Aufs neue zogen die Mönche zu den Bildern und verehrten sie durch Niederfallen und Küssen. Auch der Diakon wiederholte den Rundgang mit dem Weihrauchkessel und umhüllte uns mit Reinigungswolken. Die Chöre setzten mit frischem

Eifer ein, während hinter der Bilderwand die Opferelemente zugerüstet, ein das Lamm darstellendes Brot mit der Lanze „getötet“, und bei dem Speerstich des Kriegsknechtes Wasser und Wein im Kelch gemischt wurden. Darauf öffnete sich zur Andeutung der Erscheinung Christi in der Welt die Königstüre, und der Priester begrüßte und segnete von ihrer Schwelle aus die Gemeinde. Nach Wechselgesängen und Gebeten erfolgte dann die feierliche Einbringung des Evangelienbuches — sie gemahnt an das Auftreten Jesu als des Bringers des Evangeliums — und etwas später die in sehr getragenem Rezitativ gehaltene Schriftverlesung durch den Diakon, für welche der Priester besondere Achtsamkeit verlangte: „Weisheit — aufrecht! Laßt uns das heilige Evangelium hören. Laßt uns aufmerken!“ An die Lektion schlossen sich Gebete für die gestorbenen und lebenden Mönche, nach altkirchlichem Brauch merkwürdigerweise auch für die ja garnicht vorhandenen Katechumenen, die Taufkandidaten, welche vor dem nun bevorstehenden „mystischen Mahl“ das Gotteshaus verlassen mußten.

In der Abendmahlsfeier, der Liturgie der Gläubigen, kommt Gott wahrhaft und wirklich zu den Anwesenden. Die Gemeinde fühlt sich auf eine kurze Spanne von den irdischen Schlacken erlöst und in die himmlische Atmosphäre entrückt, auf einen Augenblick darf sie die ersehnte ewige Herrlichkeit vorweggenießen, gewissermaßen wie die Cherubim umsteht sie in seligem Schauen den göttlichen Thron. Ihrer Stimmung vor dem er-

habenen Moment verlieh der Chor Ausdruck: „Auf geheimnisvolle Weise die Cherubim abbildend und der lebendig machenden Dreieinigkeit das Dreimalheilig singend, laßt uns ablegen jede irdische Sorge!“

Nach umständlichen Zeremonieen nahmen Priester und Diakon den von Goldbrokat überdeckten Kelch und die gleichfalls verhüllte Hostienschale vom Altar — die Aufnahme der Elemente versinnbildlichte die Kreuzabnahme, der Priester markierte Joseph von Arimathia, der Diakon den Nikodemus, die Deckchen die Leichentücher — und trugen sie von der nördlichen Bilderwandtüre aus mit hoch erhobenen Händen durch den Mittelbau zurück, durch die Niedersetzung auf den Altartisch und wiederholte Verhüllung die Grablegung kennzeichnend. Während des Umzuges riefen sie mehrmals: „Herr, erinnere dich an uns alle orthodoxen Christen in deinem Himmelreich!“, die Mönche aber traten aus den Stühlen und verneigten und bekreuzigten sich. Nach einer Reihe weiterer Verrichtungen, Gebete und Gesänge, sowie nach der Hersagung des Glaubensbekenntnisses und Vaterunsers durch den ersten Epitropen erfolgte endlich die Verwandlung der Gaben in Leib und Blut Christi durch Herabkunft des heiligen Geistes, darauf die Kommunion der Geistlichen.

Mit Hymnen und allerlei Fürbitten vor dem Marienbilde, wobei die Namen des hochseligen Kaisers Konstantin und seiner Mutter Helena mit besonderem Nachdruck betont wurden, gelangte die Messe zum Abschluß. Der Priester trat unter den Kronleuchter und verteilte



Abb. 15: Der Weihbrunnen von Lawra.

konsekrierte Brodschnitte an die herandrängenden Mönche und zur Liturgie erschienenen Klosterarbeiter, welche durch Handkuß für die Gabe quittierten. In dieser Brotausteilung haben wir wohl einen Nachklang der Agapen, der gemeinsamen Mahlzeiten der alten Christen, zu sehen. In der linken Türe der Bilderwand empfingen einige Greise knieend das Abendmahl, zugleich Brod und Wein in einem Holzlöffel. Vor dem Kirchenportal bescheerte der Küster die Heraustretenden mit einer Handvoll von dem mit farbigem Streuzucker, Bonbons und Granatapfelkörnern ornamentierten Festkuchen aus gekochten Weizenkörnern.

Nach der Liturgie wurde die allmonatlich am ersten Feiertage wiederholte Brunnenweihung vorgenommen. Das breite Marmorbecken war bis zum Rande gefüllt, aus der Mitte sprudelten vier Wasserstrahlen zu dem mit Fresken aus dem Taufkreis geschmückten Baldachin empor, welcher über einem doppelten Säulenrondel schwebte. Nach dem Weiheakt benetzten die teilnehmenden Mönche und Arbeiter ihre Finger, bekreuzigten sich wiederholt und tranken aus kleinen, im Bassin herumschwimmenden Bechern von dem geheiligten Stoff: „Die Panagia möge es dir segnen!“ Etwas später zogen Priester und Diakon mit einem Eimer geweihten Wassers von Zimmer zu Zimmer und besprengten die Türen, Möbel und Insassen mit einem Buchsbaumwedel, wofür man Geldmünzen in den Kübel warf.

Am Treppenaufgang erwartete mich der Archondaris mit einer Einladung der Epitropen, den Frühkaffee bei

ihnen im Beratungssaale einzunehmen. Im Synodikon fand ich bereits sämtliche leitenden Mönche des Klosters versammelt, unter ihnen auch den Alten des am Morgen in die Garde der Christenheit Eingegliederten mit diesem selbst. Der Jungmönch durfte an seinem Ehrentage ausnahmsweise im Konvent erscheinen, um die Glückwünsche der anderen in Empfang zu nehmen. Die Diener warteten mit eingemachten Quitten, Wasser, süßem Kognak und Mokka auf, der Alkohol wurde auf das Wohl des neuen Bruders getrunken. Das allgemeine Gesprächsthema lieferte zunächst die Ergreifung der beiden Buschklepper, von welchen kurz zuvor ein mit dem Pachtzins auf dem Wege zum Kloster befindlicher Kelliot erschlagen und beraubt worden war. Der erste Epitrop, ein sehr liebenswürdiger, milder Greis, reichte aus der ihm soeben vom Klosterdelegierten in Karyäs zugestellten Nachrichtenmappe die Photographie umher, welche die türkischen Gendarmen vor Überführung der Verbrecher nach Saloniki zur Erinnerung an den Fang hatten anfertigen lassen. Im Vordergrunde des Bildes lagerten die gefesselten Übeltäter, struppige verwilderte Gesellen, hinter ihnen standen die grimmig dreinschauenden Landjäger mit aufgepflanztem Bajonett, auf einem seitwärts befindlichen Tischchen war das beschlagnahmte Geld aufgeschüttet.

Sodann besprach man den Verlauf der Agripnie und kritisierte die Gesänge und Vorlesungen.

„Der Arkadios hat das Evangelium auf wirklich auserlesene Weise wiedergegeben, wie prächtig sprach er

doch das Enos estin chria, Eins ist Not!“, meinte ein alter, hüstelnder Ratsherr, die zusammengepreßten Fingerspitzen nach griechischem Brauch zur Hervorhebung des Lobes in die Höhe wippend, „mir scheint, daß wir ihn als Priester in ein Metochion schicken sollten“. — Der Diakon Arkadios war sein Pflegesohn.

„Wenn Gott will, wir werden sehen!“, antworteten einige Väter.

Unter dem Marienbilde saß Dionysios, der Chorführer, ein wahres Enakskind. Von seinem starkknochigen, tiefbraunen Gesicht reichte bis zu dem ein stattliches Ränzlein umschließenden Gürtel ein weißgraumelierter Spitzbart hinab, den er beständig streichelte und zwirbelte. Der Sängerberuf mochte es mitverschuldet haben, daß sein Mund meist weit und schief geöffnet stand, als hielte er ihn dem Zahnarzt hin. Mit großem Wortschwall beschwerte er sich über die mangelhafte Unterstützung durch den Chor. Insbesondere galt sein Groll dem zweiten Sänger, der den Einsatz und die Ablösungen sicherlich mit Absicht, aus Schikane und Trägheit, so häufig verpaßt hatte, daß er selbst, um die Feier nicht auseinander fallen zu lassen, sozusagen die ganze Arbeit allein ausführen mußte.

„Desto größer war aber auch unser Genuß“, beschwichtigte ihn der Epitrop, „du sangst herrlich. Die Panagia wird es dir in den Himmeln vergelten!“

Vater Dionysios murmelte verdrießlich vor sich hin, mit der Gehaltsaufbesserung schien es also noch

gute Weile zu haben. Und doch mußte er die Kosten für die geplante Reise nach Karlsbad, welche er sich später von mir zusammenstellen ließ, wieder herauszuschlagen suchen.

„Wie gefielen Ihnen die Gesänge?", fragte mich der Weltgeistliche, mein Reisekamerad.

Mein sehr schonend und vorsichtig gefaßtes Urteil befriedigte den Sänger keineswegs. Ich war nicht begeistert, das genügte ihm, um ziemlich hochfahrend zu rufen:

„Sie sind Europäer, Sie verstehen nichts von byzantinischen Melodieen. Ich weiß es von Jerusalem her, die Franken lieben vielstimmige Chöre, Theatermusik. Drüben bei den Russen finden Sie, was Ihnen behagt. Wir nehmen das nicht an. Wir halten fest an der apostolischen Einfachheit, sie ist die wahre Schönheit!"

„Ich werde mich redlich bemühen, ehrwürdiger Vater, die Schönheit der Gesänge und Gebete zu erfassen", begütigte ich, „auf jeden Fall verdient die, soviel ich weiß, in ihrer jetzigen Form aus dem achten Jahrhundert stammende Liturgie schon um ihres Alters willen das höchste Interesse."

„Verzeihen Sie, Herr, ich bitte", wandte ein junger blasser Mönch, der sich als in Athen ausgebildeten Theologen zu erkennen gab, freundlich lächelnd ein, „unsere Liturgie ist schon im vierten Jahrhundert von dem heiligen Chrysostomos zusammengestellt worden".

„Wie, was sagst du, Ewagrios?“, fiel ihm der Sänger ungestüm ins Wort, „nein, die heiligen Apostel haben sie uns überliefert. Diese Liturgie erwähnt schon Paulus, wenn er den Kolossern schreibt: Das Wort Gottes soll reichlich unter euch mit aller Weisheit wohnen, indem ihr euch selbst belehrt und weiset mit Psalmen, Hymnen und geistlichen Liedern und Gott Dank singet in euren Herzen. — Daß unser Gottesdienst mit dem der Apostel ganz übereinstimmt, beweist ja gerade, daß wir das wahre Christentum bewahrt haben. So ist es und nicht anders!“

„Awto inne, awto inne akriwos, das ist es, das ist es genau“, echoten die Umhersitzenden.

Der Theologe schwieg und drehte, etwas nervös, eine frische Zigarette in seine lange Ebenholzspitze ein.

„Leider verläßt man immer mehr den rechten Weg“, klagte ein Vorsteher, der offenbar erst jüngst von einer Fahrt nach Hellas zurückgekehrt war, und schnalzte zum Ausdruck des Bedauerns mit der Zunge, „nicht nur die Russen haben die alte Weise aufgegeben, sogar in der Metropolitankirche zu Athen mußten meine Ohren den schändlichen vielstimmigen Gesang hören“.

„Auch in der Stadt* findet man schon an den Neuerungen Gefallen, selbst der Patriarch ist ihnen, wie etliche sagen, nicht durchaus abgeneigt“, fügte der Kleriker hinzu.

---

*) Als Stadt, Polis, par excellence gilt immer noch die byzantinische Reichshauptstadt Konstantinopel.

„Seine Allheiligkeit soll sich sogar für die Annahme des lateinischen Kalenders ausgesprochen haben, falls diesen der russische Synod wirklich einführt“, erzählte ein anderer.

„Das verhüte die Panagia!“, rief der Chorführer, „dann fielen ja die Feste auf unrichtige Zeiten. Wie können wir Ostern dreizehn Tage nach dem wirklichen heiligen Termin feiern!“

„Was auch geschehen mag, wir hier auf dem Berge halten am Wahren fest“, entschied ein bis dahin schweigsam gebliebener Vorsteher und strich die flache Rechte energisch vor sich hin.

Dieser Mönch Anthimos, ein untersetzter schwarzbärtiger Mann in den besten Jahren, gehörte zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten des Athos. Als Angehöriger einer ausgezeichneten Klosterfamilie hatte er die Bildungsanstalt auf Chalki besucht und nach seiner Rückkehr die Priesterweihe und Vorsteherwürde erlangt. Nach dem Tode seines Geronta übernahm er die Führung der von diesem bislang geleiteten Gruppe, welche auf den Sturz des vermöge seiner Gewandtheit und Mittel übermächtig gewordenen und lange Jahre hindurch das Klostergeschick willkürlich beherrschenden alten Mönches Chrysanthos hinarbeitete. Wirklich gelang es Anthimos, die Mehrheit des Vorsteherkollegiums allmählich zu gewinnen und den Gewalthaber eines Tages mit seinen Möbeln und Koffern vor das Tor zu setzen. Chrysanthos, zu deutsch die Goldblume, siedelte nach Konstantinopel über — wie die hämische Bemerkungen über die Ein-

träglichkeit des mönchischen Metiers daran knüpfenden türkischen Zeitungen berichteten, fanden die Zollbeamten bei ihm eine viertel Million in Gold und Silber vor — und wußte den Fanar für sich einzunehmen. Der ökumenische Patriarch forderte die Zurücknahme der Ausweisung und lud nach der Verweigerung Anthimos vor. Dieser trotzte dem Rufe. Darauf entsandte Konstantin V. zwei Despoten, höhere Geistliche, als Unterhändler zum Kloster. Als diese in Sicht kamen, ließ Anthimos das Tor verrammeln und rief ihnen von der Brustwehr der Umfassungsmauer zu, sie sollten sich ihres Weges scheren: „Wir erkennen kein menschliches Haupt an, unsere Monarchin ist die Panagia!" Die Despoten zogen nach Karyäs zurück, kehrten aber nach wenigen Tagen mit dem inzwischen von der Pforte zur Hilfeleistung verpflichteten Kaimakam wieder. Noch lange ergötzten sich die Mönche mit der Schilderung der Szene, wie der in Schweiß gebadete behäbige Landrat von seinem mutwillig umherspringenden Maultier aus vor dem geschlossenen Portal zur Zinne hinauf parlamentierte und vergeblich für sich und die Geistlichen den Einlaß begehrte. Nachdem die Versuche zur gütlichen Schlichtung des Streites gescheitert waren, verhängte der Patriarch über Anthimos den Bann, und die Pforte, die dem kirchlichen Oberhaupte verfassungsmäßig den weltlichen Arm leiht, befahl ihren Beamten, den widerspenstigen Mönch gewaltsam festzunehmen und nach der Hauptstadt zu schaffen. Das war nun leichter angeordnet als getan, denn die Unverletzlichkeit

des Klosters zählt zu den vornehmsten Sonderrechten des Athos, und Anthimos hütete sich wohl, einen Schritt vor das Tor zu tun, wo die Häscher lauerten.

Es ist ein bezeichnender Beleg für die selbständige Stellung des orientalischen Mönchtums der Kirche gegenüber, daß die feierliche Ausspreчung des Bannes durch den ökumenischen Patriarchen dem Ansehen des Betroffenen unter seinen Klostergenossen kaum nennenswerten Abbruch tut. Zu meiner Zeit war selbst ein Abt dieser Strafe verfallen, ohne deshalb irgendwie an Autorität einzubüßen. Doch pflegen die vom Bannstrahl Berührten der Liturgie fernzubleiben; es kennzeichnet wiederum den immer noch fortlebenden Geist des Urmönchtums, wenn die anscheinend ganz in Kultusaskese Aufgehenden die regelmäßige Beteiligung an der Abendmahlsfeier nun für unnötig erklären und auf die an Heiligkeit doch obenan stehenden Eremiten weisen, welche ja nur selten oder niemals in der Kirche erscheinen. In den häufigsten Fällen muß der Patriarch, um den Zustand nicht zur Posse ausarten zu lassen, gute Miene zum bösen Spiel machen und nachgeben. Zur Maskierung des Rückzuges erscheinen dann gewöhnlich in der Konstantinopolitaner Presse den Streitfall beschönigende Darstellungen und herzzerreißende Bitten an die „Mutter Kirche“, jetzt, wo der Gerechtigkeit genügt ist, die Strafrute wegzutun und das irrende Kind in vergebender Liebe wieder an die Brust zu ziehen. Und die Kirche, deren Liebe nimmer aufhöret, vergibt.

Anthimos blieb also leitender Geist des Klosters und wußte seine Stellung durch Zurückberufung der unter Chrysanthos Verwiesenen sowie durch Ausstoßung besonders verdächtiger Elemente von Tag zu Tag mehr zu befestigen. Die Epitropenwahlen und übrigen Ämterverleihungen vollzogen sich durchaus nach seinem Geschmack. Da raffte sich das noch übriggebliebene kleine Fähnlein der Getreuen des alten Regimes zum Verzweiflungskampfe auf. Es verbündete sich mit den Mönchen des Klosters, welches mit ihm von alters her im engen Verkehrsverhältnis stand, zu dem Zwecke, Anthimos und seinen Stab gefangen zu nehmen und auszuliefern. Es war am 24. März, am Vorabend der von Watopädi als Weihfest gefeierten Verkündigung der Geburt Jesu durch den Erzengel Gabriel. Eine festliche Menge von Mönchen und Laien, unter ihnen fast die vollständige Besatzung des befreundeten Klosters, durchwogte die mit Lorbeerzweigen überstreuten Höfe und Gänge, bewunderte die von Girlanden und Blumen umkränzten Portale und Bilderwände der Kirchen und Kapellen, oder umstand in der weiten Halle des Refektoriums die jedermann nach Belieben zugänglichen Weinfässer. Von Zeit zu Zeit wurden Trinksprüche ausgebracht, dann ertönte weithin schallendes Jubelgeschrei. Da erstieg ein Mönchlein, das zu tief ins Glas geguckt hatte, eine Marmorbank und hielt eine Philippika gegen Klostertyrannen, die der Panagia das Herrscherrecht streitig machen: „Aber über sie wird die Zornesschale ausgegossen

werden, und ihre Freunde werden, wie in der Offenbarung die Könige der Erde über die gefallene große Babylon, klagen, daß in einer Stunde ihr Gericht gekommen ist!“ Diese Rede machte die Parteigänger des Anthimos stutzig. Sie nahmen einen unteren Mönch, der für einen Anhänger des Verbannten galt, ins Gebet und entlockten ihm den Plan der übermächtigen Verschworenen, während der Agripnie Anthimos und seine ersten Helfershelfer zu überrumpeln und festzusetzen. In aller Stille bereitete man nun den Gegenangriff vor. Kaum waren die einleitenden Gesänge des Abendgottesdienstes verhallt, da stürzten sich die Leute des Anthimos im Mittelbau auf die Rädelsführer, rissen ihnen die Kutten vom Leibe, entwanden ihnen die versteckten Messer, Hämmer und Pistolen und setzten sie hinter Schloß und Riegel, beim Morgengrauen vor die Klostermauern.

Der nunmehr auf der Höhe stehende Gewalthaber, zu dem es übrigens in den meisten Klöstern mehr oder minder stark ausgeprägte, freilich oft schnell wechselnde Parallelerscheinungen gibt, verwandte seinen Einfluß ohne Zweifel nicht zum eigenen Nutzen, sondern zum Besten seines Klosters. Soweit es irgend erreichbar war, hielt er auf Zucht, Ordnung und Sauberkeit. Er war völlig durchdrungen von der ihm zugefallenen schweren Verantwortlichkeit und unausgesetzt auf dem Posten. Mit doch wohl durch seine persönlichen Erlebnisse gesteigertem Eifer verfocht er die Selbstverwaltungsrechte seines Klosters wie des gesamten Athos

gegen den Patriarchat, welcher nicht nur in der Läden-
frage die rigorose Partei unterstützte, sondern auch
einen ständigen Vertreter in die heilige Gemeinschaft
einzuführen sich bestrebte, ohne jedoch einen Erfolg zu
verzeichnen. Gar manchmal mag Konstantin V. während
der unerquicklichen, seinen 1901 erfolgten Sturz be-
schleunigenden Streitigkeiten mit dem heiligen Berge
gleich einem seiner Vorgänger den Beisitzern zugerufen
haben: „Hat denn keiner von euch Glauben wie ein
Senfkorn, daß er zu diesem Berge sage: hebe dich weg
und stürze ins Meer!“

Ein Parteisieg hatte Anthimos die führende
Stellung verschafft. Auf diesem Wege bekommen die
in ihren Klöstern auf eine Weile tonangebenden Mönche
gewöhnlich das Heft in die Hände. Allein auch in der
nun Oberhand habenden Gruppe gibt es Spaltungen
und Neider, Enttäuschte und Neuerungssüchtige. Die
Aufgabe ist, die erlangte Position täglich zu erobern
und das drohende Scherbengericht fernzuhalten. Am
besten fahren diejenigen Mönche, welche sich vorher als
langjährige Oberschreiber des Klosterparlamentes in die
verzwickten Rechtsbestimmungen des Berges eingearbeitet
haben und, namentlich bei Konflikten mit der Landes-
behörde, ihrem Verein auch für den Gegner sichtbare
Vorteile zu gewinnen wissen. Andere sind als frühere
Metochienverwalter zur Führung eines auswärtigen
Prozesses unentbehrlich, wieder andere wirken durch
ihren Reichtum. Anthimos war seinem Kloster ein
vorzüglicher Rechtsanwalt und uneigennütziger Haus-

halter, den größten Zauber übte er aber durch seine ernste mönchische Lebensführung aus. Mochte sich auch die Mehrzahl seiner Abteigenossen über das auf die Stationstage Mittwoch und Freitag beschränkte Fleischverbot hinwegsetzen, er genoß an diesen der Erinnerung an Christi Leiden gewidmeten Tagen nicht einmal Fische. Selbst Wein und Tabak mied er tunlichst. Man wußte, daß er sich in den Freistunden zumeist in seiner kleinen Hauskapelle aufhielt und vor den Bildern inbrünstig betete. Das Mißtrauen, das man ihm als studiertem Theologen vor allem in der niedrigen Schicht entgegenbrachte, zerstreute er gründlichst. Noch vor Jahren hatte Watopädi eine bildungsfreundliche Epoche gehabt. Ein Mönch Jakobos war emsig am Werke, die Handschriftenschätze seines Klosters auszubeuten, neben ihm stand der gelehrte Bibliothekar Ewgenios, ein ehemaliger Professor auf Chalki, ein fruchtbarer, feinsinniger Dichter und Moralphilosoph. Jakobos mußte sich eine freiere Wirkungsstätte in Rußland suchen, den Ewgenios deckte der kühle Rasen. Nunmehr nannte man den Namen des Toten mit starker Geringschätzung, bezichtigte ihn als Freimaurer. Die Schwere dieser Verdächtigung ermaß ich erst, als mir einmal ein Mönch etwas von der geheimen Verpflichtung eines Athoniten vorfabelte, jeden Freimaurer ohne weiteres totzuschlagen. Anthimos übertrug Würde und Einkommen des Bibliothekars einem aus der Verbannung zurückberufenen Mönch, der nicht nur, wie mich die Epitropen am Einzugstage versichert

hatten, ein in gelehrten Dingen ganz unerfahrener Mann, sondern ein vollkommener Barbar war. Ich sehe ihn noch, wie er eines Tages, als ich einen profanen Kodex, einen im zwölften Jahrhundert kopierten und mit 42 Karten geschmückten Ptolemäus, versehentlich in ein anderes Fach neben die Evangelienhandschriften zurückstellte, in höchster Entrüstung aufsprang und mit dem Ausruf „Blapti, es schadet!“ das weltliche Buch wieder von den heiligen Urkunden trennte. Immerhin ließ es Anthimos gelten, daß die Handschriften von den Vorfahren nicht bloß als Studienmaterial für Pergamentwürmer angefertigt und gesammelt seien. Wie Gastfreundschaft, so empfand er auch die Zugänglichkeit der Bücherei für Fremde als eine Pflicht des Klosters, seine Fürsprache bewirkte mir nach einigen Tagen den Zutritt: „Prepi, es gehört sich“. — — —

Durch das Meer und einen Wüstenstreif von der Welt abgeschlossen, ohne Weib und Kind, ohne die natürlichen Kräfte herausfordernde und den Willen anspornende Aufgaben, Enterbte der mannigfachen Lebensfreuden und Zerstreuungen, zum ewigen Entsagen und Entbehren verurteilt, in jeder Bewegung gehemmt, Tag und Nacht von den Forderungen des Gottesdienstes umspannt, den Blick beständig auf den Totenacker als den Hintergrund des Daseins gerichtet, so erscheinen die athonitischen Mönche dem Fernstehenden wohl als lebendig Begrabene, ihr Geschick schrecklicher als das der Bagnogefangenen, welche doch gere-

gelte Arbeit aufrecht hält und die Hoffnung auf endliche Befreiung umschimmert. Diese Beurteilung trifft wirklich im vollen Umfange für die Eremiten zu, deren Los durch die völlige Isolierung und den Verzicht auch auf die geringste Behaglichkeit häufig als um so furchtbarer empfunden werden muß, als sich gerade unter ihnen die zartestgestimmten Gemüter und charaktervollsten Gestalten des heiligen Berges befinden. Gewiß bestehen die Einsiedler zum Teil aus mit gutem Grunde lichtscheuen Elementen, ferner aus allerorten auftauchenden vertierten und verstierten Waldmenschen, bei denen der Geselligkeitstrieb niemals erwacht ist, die vielmehr instinktiv Gemeinschaft und Kultur fliehen und sich nur in der Vereinzelung und im Schmutze wohl fühlen. Doch die Berichte der Klostermönche lassen darüber keinen Zweifel, daß die Eremitenklasse nicht wenige Männer aufweist, welche behagliche, ja glänzende Verhältnisse aus rein religiösen Beweggründen verlassen haben, um im Lande der Panagia dem Ideal der östlichen Christenheit ohne Abstriche nachzuleben. Man machte mir unter ihnen einen ehemaligen Advokaten, einen Großkaufmann, einen Gutsbesitzer namhaft; die an das Erlebnis des sagenhaften Anachoretenvaters Antonius erinnernde Bekehrungsgeschichte des Rechtsgelehrten erfuhr ich von einem glaubwürdigen Landsmanne desselben. Nicht selten durchklang die Erzählungen das Geständnis, im Vergleich mit jenen entschlossenen Weltüberwindern dürfe sich der Klosterbewohner kaum als einen rechten Mönch bezeichnen.

Man mag die Gewalt eines Glaubens bewundern, der solch heroenhafte Bekenner aufzuziehen imstande ist. Aber in den indischen Gymnosophisten, den buddhistischen Mönchen, den Säulenheiligen der Astarte, den ägyptischen Serapisdienern und manchen islamitischen Erscheinungen treten noch leistungsfähigere Athleten der Selbstentäußerung auf. Wenn widernatürliche Kraftproduktionen die Höhe und Macht einer Religion bestimmen, so verdienen sicherlich außerchristliche Gemeinschaften die Palme. Vielmehr scheint mir flammende Entrüstung am Platze zu sein gegen eine Kirche, welche ihre treuesten Söhne zur grausamsten Selbstpeinigung verdammt und im offenen Widerspruch mit dem Evangelium die vollkommene Weltabgezogenheit als erhabenstes Ideal, alle natürlichen Beziehungen und Betätigungen des Lebens aber als Hemmnisse in der Nachfolge Christi erklärt. Jesus stand und wirkte mitten im Leben, nicht als Asket in der Wüste wie sein Vorläufer, der Täufer. Weit davon entfernt, die bunte Erscheinungsfülle als Blendwerk der Hölle, die menschlichen Berufsstände als an sich störend und unwürdig zu bewerten, sah er in den Blumen auf dem Felde und in den Vögeln unter dem Himmel stetiger Fürsorge unterstehende Geschöpfe Gottes, empfahl er die mit unverkennbarem Wohlwollen gezeichneten Berufstreuen und Geschickten als Vorbilder für das geistliche Leben der Menschen, den zielbewußt handelnden Kaufmann, den vorsichtigen Baumeister, den gewissenhaften Haushalter, die wachsamen Knechte, den tüchtigen Diener,

der das ihm anvertraute Pfund seines Herrn nicht vergräbt, sondern arbeiten läßt. Die verachtetsten, völlig mit der Welt verstrickten Volksschichten mied er so wenig, an den geselligen Veranstaltungen seiner Umgebung nahm er in dem Maße Teil, daß man ihn der Zöllner und der Sünder Gesellen, einen Fresser und Weinsäufer schmähte. Das Gottesreich der Liebe und höheren Gerechtigkeit, als dessen Verkünder, bald auch Träger er auftrat, ließ sich überhaupt nur durch den brüderlichen Zusammenschluß der Gotteskinder, nicht durch Zerstreuung und Vereinzelung der Verwirklichung näherführen. Ist die herzinnige Gottesliebe des neuen Reiches großes Zentralgebot, die nie versiegende Nächstenliebe aber das dem gleiche Gesetz, ja die tätige Bruderliebe und Barmherzigkeit der rechte Gottesdienst, Prüfstein und Erscheinungsform der Liebe zu Gott, so verstößt jede Welt- und Menschenflucht auf das schärfste gegen Jesu Absichten, da sie sich ja das zum Ausleben der Gottesliebe notwendige Feld eigenwillig entzieht. Nicht die Großmeister der Weltverneinung, der Menschenflucht, des Fastens und der Ekstase werden am großen Gerichtstage gerecht gesprochen und als Erben des messianischen Reiches eingesetzt, sondern die im bewegten Leben Hilfreichen und Guten: „Ich habe gehungert und ihr gabt mir zu essen, ich habe gedürstet und ihr habt mich getränkt, ich war fremd und ihr habt mich eingeladen, nackt und ihr habt mich bekleidet, ich war krank und ihr habt nach mir gesehen, ich war im Gefängnis und ihr kamet zu

mir", — als ihm selbst zugedachte Wohltaten beurteilt der Himmelskönig aber die dem geringsten Menschenbruder erwiesenen Barmherzigkeiten, also ganz außerhalb des Machtbereiches eines erwerbslosen Weltfernen liegende Leistungen.

Doch bieten die Aussprüche Jesu andererseits nicht auch so gar manche Worte, welche auf eine der mönchischen mindestens sehr nahekommende Lebensführung hinzielen? Gewiß, aber nur, wenn sie aus dem Zusammenhange und ihrer geschichtlichen Bedingtheit gerissen und von einer dem Evangelium fremden Stimmung aufgenommen werden. Nicht zur Weltflucht, sondern zur Selbstzucht rufen die Mahnungen Jesu, nicht an die Güter das Herz zu hängen, welche das Leben vergänglich zieren, vielmehr, wo immer ein irdisches Gut oder Lieblingsneigungen — zu diesen gehört letztlich auch das kleinmütige, aufreibende Sorgen — den Menschen zu ihrem Sklaven zu erniedrigen drohen, unverzugs mit aller Entschiedenheit das Übel im Keime zu ersticken. Zu dieser auf dem Gesetze der Gewöhnung beruhenden Verfahrungsart muß jede ernste Moral anraten, auch die das Leben und seine Güter auf das allerkräftigste bejahende. Nur hat Jesus diesen Grundsatz vertieft und den obsiegenden Mammon und die Leidenschaften nicht nur als lästige und häßliche Tyrannen, sondern als die gefährlichsten Gottentfremder entlarvt.

Aber auch jene von jeher zur Begründung des höheren Christenstandes verwerteten Aussprüche Jesu,

welche die Lossagung von Haus und Hof, von Eltern und Geschwistern zur Bedingung der Nachfolge zu machen scheinen, enthalten, recht beleuchtet, lediglich die Aufforderung, wo es sich um die Ausbreitung des durch Jesus vertretenen Gottesreiches handelt, nötigenfalls alle weltlichen Rücksichten fallen zu lassen und der Überzeugung die weitgehendsten Opfer zu bringen, behaupten also nur den verhältnismäßigen, nicht etwa den schlechthinigen Unwert der irdischen Güter. Als Jesus seine kurze öffentliche Wirksamkeit begann, war die Zeit erfüllt. Was er tief fühlte und klar und gewaltig auszusprechen wußte, das empfanden Tausende seiner Volksgenossen vor und mit ihm, nur verschwommen, unsicher, ausdruckslos. Zu sehr klaffte der Widerspruch zwischen dem von den Propheten geforderten Gottesdienst der reinen Herzensgesinnung und Barmherzigkeit mit dem offiziellen Religionsbetrieb der Kirchenleute und Theologen, welche Matthäus 23 und in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter gezeichnet sind. Es ging ein Gähren durch das Land, der Brennstoff war aufgehäuft, Jesus war der Blitzstrahl vom Himmel, der ihn in Flammen setzte. Die Zeit drängte, das Himmelreich, durch welches das heidnische Weltreich endgiltig abgelöst werden sollte, war nahe herbeigekommen; es galt das Volk in eine Verfassung zu bringen, daß es bei dem Gericht bestehen konnte. Die berufenen Führer schlossen aber nach Jesu Worten das Reich der Himmel zu vor den Menschen, sie ließen die, welche hineingehen wollten, nicht hinein. So erschöpfte sich

Jesu Tätigkeit neben positiver Erweckungsarbeit, Vertiefung und Heilungen vor allem in der Polemik gegen die leitenden Größen und ihren Anhang, welche andererseits sofort den Revolutionär unschädlich zu machen, ihn bei dem Volke als Gotteslästerer, Sündergesellen, Satansdiener, ja Beelzebub selbst, und bei den römischen Behörden als politischen Aufwiegler zu verdächtigen suchten. Es handelte sich um einen Entscheidungskampf. Sollte das Gottesreich zum siegreichen Durchbruch kommen, so mußte sich der Bruderbund der Gotteskinder unter Jesu Fahne mit Urgewalt erheben, der Gegner von der Hochflut mitergriffen oder niedergeworfen werden. In steigendem Maße setzt Jesus seine Angelegenheit und Person mit der Sache Gottes gleich, es genügt nicht mehr die stille Geistesgemeinschaft mit ihm, er fordert offene Parteinahme und Mitarbeit: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet“. Er ist nicht gekommen, um, wie manche auf Grund von stillen Feierstunden bei ihm wähnen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert, den Kampf.

Man kann ermessen, daß die Religionshüter, welche, wie Jesus sagte, Meer und Festland durchstreiften, um einen einzigen Proselyten zu machen, alle Hebel in Bewegung setzten, um Jesu Anhänger einzuschüchtern und lahmzulegen. Für viele bedeutete das Bekenntnis zu ihm den geschäftlichen und gesellschaftlichen Ruin, eine Kette von widerwärtigen Anfechtungen, den Bruch mit den Angehörigen. Gar bald mußte Jesus die

schmerzlichsten Enttäuschungen erleben, die keinem Führer einer großen, den Interessen und dem Geschmack der herrschenden Klasse zuwiderstrebenden Bewegung erspart bleiben. Der Begeisterungsrausch verfliegt, die Liebe erkaltet, so es Opfer zu bringen gilt. Die meisten Menschen sind wie die im Gleichnis vom Säemann geschilderten: „Wenn sie das Wort hören, nehmen sie es alsbald mit Freuden an, aber sie haben keine Wurzel in sich, sondern sind Kinder des Augenblicks; dann, wenn Drangsal kommt oder Verfolgung um des Wortes willen, nehmen sie alsbald Anstoß". Da suchte Jesus die Schwankenden und Wankenden zu festigen. Es ist die heilige Pflicht seiner Freunde, unerschrocken und freimütig von ihm zu zeugen; sie sind das Salz der Erde, wenn aber das Salz taub wird, womit soll man dann salzen? Sie sind das Licht der Welt, ein Licht setzt man nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter. Wer ihm furchtlos anhängt, um seinetwillen alles andere hintansetzt, ist des himmlischen Lohnes gewiß: „Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und euch alles Schlechte andichten um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß in den Himmeln; denn so haben sie die Propheten vor euch verfolgt". „Wer überall nur sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem will auch ich mich bekennen vor meinem Vater in den Himmeln, wer aber mich verleugnet vor den Menschen, den will auch ich verleugnen vor meinem Vater in den Himmeln." „Selig ist, wer nicht an mir Anstoß nimmt." „Wer

gegen den Patriarchat, welcher nicht nur in der Lädenfrage die rigorose Partei unterstützte, sondern auch einen ständigen Vertreter in die heilige Gemeinschaft einzuführen sich bestrebte, ohne jedoch einen Erfolg zu verzeichnen. Gar manchmal mag Konstantin V. während der unerquicklichen, seinen 1901 erfolgten Sturz beschleunigenden Streitigkeiten mit dem heiligen Berge gleich einem seiner Vorgänger den Beisitzern zugerufen haben: „Hat denn keiner von euch Glauben wie ein Senfkorn, daß er zu diesem Berge sage: hebe dich weg und stürze ins Meer!"

Ein Parteisieg hatte Anthimos die führende Stellung verschafft. Auf diesem Wege bekommen die in ihren Klöstern auf eine Weile tonangebenden Mönche gewöhnlich das Heft in die Hände. Allein auch in der nun Oberhand habenden Gruppe gibt es Spaltungen und Neider, Enttäuschte und Neuerungssüchtige. Die Aufgabe ist, die erlangte Position täglich zu erobern und das drohende Scherbengericht fernzuhalten. Am besten fahren diejenigen Mönche, welche sich vorher als langjährige Oberschreiber des Klosterparlamentes in die verzwickten Rechtsbestimmungen des Berges eingearbeitet haben und, namentlich bei Konflikten mit der Landesbehörde, ihrem Verein auch für den Gegner sichtbare Vorteile zu gewinnen wissen. Andere sind als frühere Metochienverwalter zur Führung eines auswärtigen Prozesses unentbehrlich, wieder andere wirken durch ihren Reichtum. Anthimos war seinem Kloster ein vorzüglicher Rechtsanwalt und uneigennütziger Haus-

halter, den größten Zauber übte er aber durch seine ernste mönchische Lebensführung aus. Mochte sich auch die Mehrzahl seiner Abteigenossen über das auf die Stationstage Mittwoch und Freitag beschränkte Fleischverbot hinwegsetzen, er genoß an diesen der Erinnerung an Christi Leiden gewidmeten Tagen nicht einmal Fische. Selbst Wein und Tabak mied er tunlichst. Man wußte, daß er sich in den Freistunden zumeist in seiner kleinen Hauskapelle aufhielt und vor den Bildern inbrünstig betete. Das Mißtrauen, das man ihm als studiertem Theologen vor allem in der niedrigen Schicht entgegenbrachte, zerstreute er gründlichst. Noch vor Jahren hatte Watopädi eine bildungsfreundliche Epoche gehabt. Ein Mönch Jakobos war emsig am Werke, die Handschriftenschätze seines Klosters auszubeuten, neben ihm stand der gelehrte Bibliothekar Ewgenios, ein ehemaliger Professor auf Chalki, ein fruchtbarer, feinsinniger Dichter und Moralphilosoph. Jakobos mußte sich eine freiere Wirkungsstätte in Rußland suchen, den Ewgenios deckte der kühle Rasen. Nunmehr nannte man den Namen des Toten mit starker Geringschätzung, bezichtigte ihn als Freimaurer. Die Schwere dieser Verdächtigung ermaß ich erst, als mir einmal ein Mönch etwas von der geheimen Verpflichtung eines Athoniten vorfabelte, jeden Freimaurer ohne weiteres totzuschlagen. Anthimos übertrug Würde und Einkommen des Bibliothekars einem aus der Verbannung zurückberufenen Mönch, der nicht nur, wie mich die Epitropen am Einzugstage versichert

hatten, ein in gelehrten Dingen ganz unerfahrener Mann, sondern ein vollkommener Barbar war. Ich sehe ihn noch, wie er eines Tages, als ich einen profanen Kodex, einen im zwölften Jahrhundert kopierten und mit 42 Karten geschmückten Ptolemäus, versehentlich in ein anderes Fach neben die Evangelienhandschriften zurückstellte, in höchster Entrüstung aufsprang und mit dem Ausruf „Wlapti, es schadet!“ das weltliche Buch wieder von den heiligen Urkunden trennte. Immerhin ließ es Anthimos gelten, daß die Handschriften von den Vorfahren nicht bloß als Studienmaterial für Pergamentwürmer angefertigt und gesammelt seien. Wie Gastfreundschaft, so empfand er auch die Zugänglichkeit der Bücherei für Fremde als eine Pflicht des Klosters, seine Fürsprache bewirkte mir nach einigen Tagen den Zutritt: „Prepi, es gehört sich“. — — —

Durch das Meer und einen Wüstenstreif von der Welt abgeschlossen, ohne Weib und Kind, ohne die natürlichen Kräfte herausfordernde und den Willen anspornende Aufgaben, Enterbte der mannigfachen Lebensfreuden und Zerstreuungen, zum ewigen Entsagen und Entbehren verurteilt, in jeder Bewegung gehemmt, Tag und Nacht von den Forderungen des Gottesdienstes umspannt, den Blick beständig auf den Totenacker als den Hintergrund des Daseins gerichtet, so erscheinen die athonitischen Mönche dem Fernstehenden wohl als lebendig Begrabene, ihr Geschick schrecklicher als das der Bagnogefangenen, welche doch gere-

gelte Arbeit aufrecht hält und die Hoffnung auf endliche Befreiung umschimmert. Diese Beurteilung trifft wirklich im vollen Umfange für die Eremiten zu, deren Los durch die völlige Isolierung und den Verzicht auch auf die geringste Behaglichkeit häufig als um so furchtbarer empfunden werden muß, als sich gerade unter ihnen die zartestgestimmten Gemüter und charaktervollsten Gestalten des heiligen Berges befinden. Gewiß bestehen die Einsiedler zum Teil aus mit gutem Grunde lichtscheuen Elementen, ferner aus allerorten auftauchenden vertierten und verstierten Waldmenschen, bei denen der Geselligkeitstrieb niemals erwacht ist, die vielmehr instinktiv Gemeinschaft und Kultur fliehen und sich nur in der Vereinzelung und im Schmutze wohl fühlen. Doch die Berichte der Klostermönche lassen darüber keinen Zweifel, daß die Eremitenklasse nicht wenige Männer aufweist, welche behagliche, ja glänzende Verhältnisse aus rein religiösen Beweggründen verlassen haben, um im Lande der Panagia dem Ideal der östlichen Christenheit ohne Abstriche nachzuleben. Man machte mir unter ihnen einen ehemaligen Advokaten, einen Großkaufmann, einen Gutsbesitzer namhaft; die an das Erlebnis des sagenhaften Anachoretenvaters Antonius erinnernde Bekehrungsgeschichte des Rechtsgelehrten erfuhr ich von einem glaubwürdigen Landsmanne desselben. Nicht selten durchklang die Erzählungen das Geständnis, im Vergleich mit jenen entschlossenen Weltüberwindern dürfe sich der Klosterbewohner kaum als einen rechten Mönch bezeichnen.

Man mag die Gewalt eines Glaubens bewundern, der solch heroenhafte Bekenner aufzuziehen imstande ist. Aber in den indischen Gymnosophisten, den buddhistischen Mönchen, den Säulenheiligen der Astarte, den ägyptischen Serapisdienern und manchen islamitischen Erscheinungen treten noch leistungsfähigere Athleten der Selbstentäußerung auf. Wenn widernatürliche Kraftproduktionen die Höhe und Macht einer Religion bestimmen, so verdienen sicherlich außerchristliche Gemeinschaften die Palme. Vielmehr scheint mir flammende Entrüstung am Platze zu sein gegen eine Kirche, welche ihre treuesten Söhne zur grausamsten Selbstpeinigung verdammt und im offenen Widerspruch mit dem Evangelium die vollkommene Weltabgezogenheit als erhabenstes Ideal, alle natürlichen Beziehungen und Betätigungen des Lebens aber als Hemmnisse in der Nachfolge Christi erklärt. Jesus stand und wirkte mitten im Leben, nicht als Asket in der Wüste wie sein Vorläufer, der Täufer. Weit davon entfernt, die bunte Erscheinungsfülle als Blendwerk der Hölle, die menschlichen Berufsstände als an sich störend und unwürdig zu bewerten, sah er in den Blumen auf dem Felde und in den Vögeln unter dem Himmel stetiger Fürsorge unterstehende Geschöpfe Gottes, empfahl er die mit unverkennbarem Wohlwollen gezeichneten Berufstreuen und Geschickten als Vorbilder für das geistliche Leben der Menschen, den zielbewußt handelnden Kaufmann, den vorsichtigen Baumeister, den gewissenhaften Haushalter, die wachsamen Knechte, den tüchtigen Diener,

der das ihm anvertraute Pfund seines Herrn nicht vergräbt, sondern arbeiten läßt. Die verachtetsten, völlig mit der Welt verstrickten Volksschichten mied er so wenig, an den geselligen Veranstaltungen seiner Umgebung nahm er in dem Maße Teil, daß man ihn der Zöllner und der Sünder Gesellen, einen Fresser und Weinsäufer schmähte. Das Gottesreich der Liebe und höheren Gerechtigkeit, als dessen Verkünder, bald auch Träger er auftrat, ließ sich überhaupt nur durch den brüderlichen Zusammenschluß der Gotteskinder, nicht durch Zerstreuung und Vereinzelung der Verwirklichung näherführen. Ist die herzinnige Gottesliebe des neuen Reiches großes Zentralgebot, die nie versiegende Nächstenliebe aber das dem gleiche Gesetz, ja die tätige Bruderliebe und Barmherzigkeit der rechte Gottesdienst, Prüfstein und Erscheinungsform der Liebe zu Gott, so verstößt jede Welt- und Menschenflucht auf das schärfste gegen Jesu Absichten, da sie sich ja das zum Ausleben der Gottesliebe notwendige Feld eigenwillig entzieht. Nicht die Großmeister der Weltverneinung, der Menschenflucht, des Fastens und der Ekstase werden am großen Gerichtstage gerecht gesprochen und als Erben des messianischen Reiches eingesetzt, sondern die im bewegten Leben Hilfreichen und Guten: „Ich habe gehungert und ihr gabt mir zu essen, ich habe gedürstet und ihr habt mich getränkt, ich war fremd und ihr habt mich eingeladen, nackt und ihr habt mich bekleidet, ich war krank und ihr habt nach mir gesehen, ich war im Gefängnis und ihr kamet zu

mir“, — als ihm selbst zugedachte Wohltaten beurteilt der Himmelskönig aber die dem geringsten Menschenbruder erwiesenen Barmherzigkeiten, also ganz außerhalb des Machtbereiches eines erwerbslosen Weltfernen liegende Leistungen.

Doch bieten die Aussprüche Jesu andererseits nicht auch so gar manche Worte, welche auf eine der mönchischen mindestens sehr nahekommende Lebensführung hinzielen? Gewiß, aber nur, wenn sie aus dem Zusammenhange und ihrer geschichtlichen Bedingtheit gerissen und von einer dem Evangelium fremden Stimmung aufgenommen werden. Nicht zur Weltflucht, sondern zur Selbstzucht rufen die Mahnungen Jesu, nicht an die Güter das Herz zu hängen, welche das Leben vergänglich zieren, vielmehr, wo immer ein irdisches Gut oder Lieblingsneigungen — zu diesen gehört letztlich auch das kleinmütige, aufreibende Sorgen — den Menschen zu ihrem Sklaven zu erniedrigen drohen, unverzugs mit aller Entschiedenheit das Übel im Keime zu ersticken. Zu dieser auf dem Gesetze der Gewöhnung beruhenden Verfahrungsart muß jede ernste Moral anraten, auch die das Leben und seine Güter auf das allerkräftigste bejahende. Nur hat Jesus diesen Grundsatz vertieft und den obsiegenden Mammon und die Leidenschaften nicht nur als lästige und häßliche Tyrannen, sondern als die gefährlichsten Gottentfremder entlarvt.

Aber auch jene von jeher zur Begründung des höheren Christenstandes verwerteten Aussprüche Jesu,

welche die Lossagung von Haus und Hof, von Eltern und Geschwistern zur Bedingung der Nachfolge zu machen scheinen, enthalten, recht beleuchtet, lediglich die Aufforderung, wo es sich um die Ausbreitung des durch Jesus vertretenen Gottesreiches handelt, nötigenfalls alle weltlichen Rücksichten fallen zu lassen und der Überzeugung die weitgehendsten Opfer zu bringen, behaupten also nur den verhältnismäßigen, nicht etwa den schlechthinigen Unwert der irdischen Güter. Als Jesus seine kurze öffentliche Wirksamkeit begann, war die Zeit erfüllt. Was er tief fühlte und klar und gewaltig auszusprechen wußte, das empfanden Tausende seiner Volksgenossen vor und mit ihm, nur verschwommen, unsicher, ausdruckslos. Zu sehr klaffte der Widerspruch zwischen dem von den Propheten geforderten Gottesdienst der reinen Herzensgesinnung und Barmherzigkeit mit dem offiziellen Religionsbetrieb der Kirchenleute und Theologen, welche Matthäus 23 und in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter gezeichnet sind. Es ging ein Gähren durch das Land, der Brennstoff war aufgehäuft, Jesus war der Blitzstrahl vom Himmel, der ihn in Flammen setzte. Die Zeit drängte, das Himmelreich, durch welches das heidnische Weltreich endgiltig abgelöst werden sollte, war nahe herbeigekommen; es galt das Volk in eine Verfassung zu bringen, daß es bei dem Gericht bestehen konnte. Die berufenen Führer schlossen aber nach Jesu Worten das Reich der Himmel zu vor den Menschen, sie ließen die, welche hineingehen wollten, nicht hinein. So erschöpfte sich

Jesu Tätigkeit neben positiver Erweckungsarbeit, Vertiefung und Heilungen vor allem in der Polemik gegen die leitenden Größen und ihren Anhang, welche andererseits sofort den Revolutionär unschädlich zu machen, ihn bei dem Volke als Gotteslästerer, Sündergesellen, Satansdiener, ja Beelzebub selbst, und bei den römischen Behörden als politischen Aufwiegler zu verdächtigen suchten. Es handelte sich um einen Entscheidungskampf. Sollte das Gottesreich zum siegreichen Durchbruch kommen, so mußte sich der Bruderbund der Gotteskinder unter Jesu Fahne mit Urgewalt erheben, der Gegner von der Hochflut mitergriffen oder niedergeworfen werden. In steigendem Maße setzt Jesus seine Angelegenheit und Person mit der Sache Gottes gleich, es genügt nicht mehr die stille Geistesgemeinschaft mit ihm, er fordert offene Parteinahme und Mitarbeit: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet". Er ist nicht gekommen, um, wie manche auf Grund von stillen Feierstunden bei ihm wähnen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert, den Kampf.

Man kann ermessen, daß die Religionshüter, welche, wie Jesus sagte, Meer und Festland durchstreiften, um einen einzigen Proselyten zu machen, alle Hebel in Bewegung setzten, um Jesu Anhänger einzuschüchtern und lahmzulegen. Für viele bedeutete das Bekenntnis zu ihm den geschäftlichen und gesellschaftlichen Ruin, eine Kette von widerwärtigen Anfechtungen, den Bruch mit den Angehörigen. Gar bald mußte Jesus die

schmerzlichsten Enttäuschungen erleben, die keinem Führer einer großen, den Interessen und dem Geschmack der herrschenden Klasse zuwiderstrebenden Bewegung erspart bleiben. Der Begeisterungsrausch verfliegt, die Liebe erkaltet, so es Opfer zu bringen gilt. Die meisten Menschen sind wie die im Gleichnis vom Säemann geschilderten: „Wenn sie das Wort hören, nehmen sie es alsbald mit Freuden an, aber sie haben keine Wurzel in sich, sondern sind Kinder des Augenblicks; dann, wenn Drangsal kommt oder Verfolgung um des Wortes willen, nehmen sie alsbald Anstoß". Da suchte Jesus die Schwankenden und Wankenden zu festigen. Es ist die heilige Pflicht seiner Freunde, unerschrocken und freimütig von ihm zu zeugen; sie sind das Salz der Erde, wenn aber das Salz taub wird, womit soll man dann salzen? Sie sind das Licht der Welt, ein Licht setzt man nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter. Wer ihm furchtlos anhängt, um seinetwillen alles andere hintansetzt, ist des himmlischen Lohnes gewiß: „Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und euch alles Schlechte andichten um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß in den Himmeln; denn so haben sie die Propheten vor euch verfolgt". „Wer überall nur sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem will auch ich mich bekennen vor meinem Vater in den Himmeln, wer aber mich verleugnet vor den Menschen, den will auch ich verleugnen vor meinem Vater in den Himmeln." „Selig ist, wer nicht an mir Anstoß nimmt." „Wer

überall verlassen hat Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird vielmal mehr empfangen und ewiges Leben ererben." Er selbst hatte ja alles dahingegeben, Mutter und Geschwister blieben ihm bis zum Kreuze fern, seine Vaterstadt hatte ihn verworfen, er hatte nicht mehr, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Er konnte das Wort aussprechen, das uns den tiefsten Blick in sein Selbstbewußtsein und Seelenleben verstattet: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, ist mein nicht wert; und wer nicht sein Kreuz nimmt und folget mir nach, ist mein nicht wert".

Nicht in der dezidierten Weltflucht besteht demnach die wahre Nachfolge Christi, sondern im mutigen, opferfreudigen Kampfe für die Weltveredelung und Verklärung, in der Erhebung der durch Tradition und Interessengemeinschaft zusammengehaltenen Gesellschaft zum Bruderbunde der Gotteskinder, dessen oberstes Gesetz Liebe und Barmherzigkeit heißt, in der Schaffung von Menschen, welche ihren Schwerpunkt im kindlichen Vertrauen zum himmlischen Vater besitzen und, von den Wechselfällen des Lebens im Innersten unberührbar, Herren und Könige aller Dinge sind, in Leid und Freude, im Überfluß und Mangel semper tales! Wie konnte sich aber die Weltabgezogenheit als das christliche Lebensideal durchsetzen? Für die ältesten Gemeinden auf griechisch-römischem Boden, welche als Vereine der Heiligen auf das Kommen des messianischen Reiches

warteten, galt die strenge Forderung, auf zahlreiche, mit den heidnischen Kulten irgendwie verknüpfte Gewerbe, auf alle die Anerkennung der staatlichen Religion voraussetzenden Berufe Verzicht zu leisten und auch den meisten Äußerungen des Kulturlebens gegenüber sich entschieden ablehnend zu verhalten. In Ermangelung von positiven Aufgaben wandte sich nun die Energie vielfach einer negativen Sittlichkeit zu, die zugleich von der zeitgenössischen Philosophie gepredigt wurde, hier und da machte man auch aus der Not eine Tugend. Insofern sich diese altchristlichen Asketen nicht von der Familie absonderten, waren sie noch keine Vertreter des mönchischen Ideals, wohl aber Anknüpfungspunkte. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mußten die Gemeinden, wollten sie anders nicht Konventikel bleiben, sondern dem im Christentum beschlossenen Ausdehnungstriebe nachgeben, ihre hohen sittlichen Forderungen erheblich hinabstimmen. Bei vielen der Nachgeborenen war der alte Enthusiasmus geschwunden oder verwässert, die in die Kirche einströmenden Massen verursachten eine immer mildere Handhabung der Disziplin, die Kirche verweltlichte. Eine gewaltige Protestbewegung der Altgläubigen verlief ohne nachhaltige Folgen. Schon damals flohen Scharen von starr am alten Tugendideal Festhaltenden in die Wüste, da sie es selbst in den christlichen Gemeinschaften nicht mehr verwirklichen zu können meinten. Noch einmal öffnete sich dann den Unentwegten im Martyrium ein Abzugskanal. Als aber die Kirche, welche schon aus einer

durch Glaube, Liebe und Hoffnung verbundenen Gemeinschaft der Heiligen zu einer den Wünschen und Bedürfnissen der breiten Massen stark entgegenkommenden Kultus-, Lehr- und Rechtsanstalt geworden war, nun gar erst mit dem Weltstaate ihren Frieden schloß, sich sogar zur Einrichtung des Reiches erniedrigen ließ und ihre Parole vom Kaiserhof empfing, da hielt es die Eiferer nicht länger in ihr, sie zogen hinaus in die Einöde, wo allein ein gottinniges Leben noch möglich erschien. Die Kirche aber mußte in den weltflüchtigen Puritanern ihr Gewissen sehen und deren Lebensform um so mehr gutheißen und als ihr eigenes Ideal ausgeben, je mehr sie sich selbst mit der Welt verflocht.

Die Verschmelzung von Kirche und Weltstaat bot jedoch nur die Gelegenheitsursache zur Entbindung und Verstärkung der weltflüchtigen Strömungen, diese selbst beruhten im tiefsten Grunde auf heidnischen Vorstellungskreisen. Die griechisch-römische Welt hatte das Christentum erfaßt, nicht etwa, weil der von den jüdischen Propheten geweissagte Messias im Nazarener erschienen war, sondern weil die verkündeten übernatürlichen Offenbarungstatsachen ihren Idealen die ersehnte Garantie verschafften. Der gesuchte eine Gott, die Erlösung von der sündhaften Erscheinungswelt und die Wiedervereinigung mit dem ewigen Urwesen, die Zweckmäßigkeit des Tugendlebens, hier erschienen sie gewährleistet. Vorbei war das Umherlichterieren, fester Boden breitete sich unter den Füßen. Ein Weltbild wechselt man aber nicht wie Handschuhe, die

gewohnten Gedanken, Bilder und Interessen greifen in den neuen Glauben über. Wenn nun schon geschichtslose, barbarische Völker dem Christentum den Stempel ihrer Eigenart aufzudrücken imstande waren, welche gewaltigen Einwirkungen mußte es von der reichen hellenischen Bildung erfahren! In das Kapitel der mannigfachen Einflüsse des Griechentums auf das Christentum gehört auch der Sieg des religiös begründeten weltflüchtigen Lebensideales.

Längst hatte der Grieche die naive Einheit mit der Natur eingebüßt. Seit Plato war zwischen der übersinnlichen und der diesseitigen Welt eine Spannung eingetreten, die sich allmählich zur völligen Scheidung beider Gebiete entwickelte. Dem Geist stand die Materie feindlich gegenüber, jener ist zugleich das Gute, diese das Böse. Die Seele ist in die Körperwelt wie in einen Kerker gebannt, wie kann sie zum himmlischen Lichte zurückkehren, nach dem sie sich mächtig heimgezogen fühlt? Das Streben der Besten war auf die Beantwortung dieser Frage gerichtet, um ihretwillen nahm die Philosophie fortschreitend ein ausgesprochen religiös-ethisches Gepräge an. Die Erlösung fand man in der stufenweisen Läuterung und der ihr Endziel in der stofflichen Einigung mit dem Urwesen erreichenden Erhebung zur Gottheit. So ergab sich als Lebensideal die entschlossene Bändigung der sinnlichen Triebe, vollkommene Bedürfnislosigkeit und Abkehr von der Außenwelt. Die höchste Stufe hat derjenige erklommen, welcher in völliger Weltzurückgezogenheit sich sogar

über alles Denken hinausschwingt und im ekstatischen Zustande vom göttlichen Licht erfüllt und so mit dem Urwesen eins wird. Die Philosophen, namentlich Porphyrius († 304), geboten drum die Ertötung der sinnlichen Begierden, Ehelosigkeit, Enthaltung von Fleischspeisen, weltabgewandtes Leben. Asketenvereine bildeten sich, die ganz wie die christlichen Mönche Bart und Haupthaar stehen ließen, im groben Mantel einhergingen und in der Einsamkeit ihre Übungen hielten. Diese Auffassung des Verhältnisses von Gott und Welt hat die Kirche zwar in einem riesenhaften Kampfe von sich abzuwehren gewußt. Allein viele Theologen trugen dennoch eine nicht viel anders geartete Weltanschauung vor, die meisten regten zu einem ganz auf diesem Grunde gewachsenen Frömmigkeitsbetrieb an. Die gebildeten Kreise hielten das Ideal des über die Sinnenwelt triumphierenden Übermenschen fest, das die Extreme und handgreiflichen Gegensätze liebende niedere Volk konnte sich von der einfachen, den Widerstreit des Guten und des Bösen so trefflich erklärenden Formel nicht mehr losreißen. Im Orient war übrigens der kräftigste Dualismus und die entsprechende Heiligungspraxis der Entsinnlichung von jeher zu Hause. Trat man nun mit einer derartigen Stimmung in das Christentum über, so fand man in den Aussprüchen Jesu mühelos das Signal zum weltfremden, naturfeindlichen, der Beschaulichkeit gewidmeten Leben.

Sobald die neue Lebensweise einmal als christliches Ideal proklamiert war, wurde sie auch von

solchen aufgegriffen, deren weltflüchtige Neigung garnicht oder nur teilweise religiösen Einsichten entsprang. Manche Leute gleichen den faulen Schläfern, welche ihre Ruhe mit der unbequemsten Lage zu erkaufen bereit sind, das Einsiedlertum wies ihnen ein zwar hartes, aber von Störungen freies Schlummerplätzchen. Unglücklich geartete Naturen, die überall anstoßen und unter ihrem Wesen schwer leiden, besonders empfindsame, bei jeder rauhen Berührung zusammenschreckende, mimosenhafte Seelen, sie fanden in der Einsamkeit ihre Erlösung. Abgebrannten und Bankerottiers des Lebens winkte in der Wüste der Heiligenschein als neues Ziel. Unter der Arbeitslast und der Rechtlosigkeit zu Boden Gedrückte lockte die Selbständigkeit. Bei vielen war die Weltflucht eine Flucht vor dem Gläubiger, gegen sie mußte Kaiser Valens im Jahre 365 ein eigenes Gesetz erlassen. Einige nahmen das weltabgewandte Leben auf, da es gerade Mode geworden war. Andere zogen wie Don Quichote nach Abenteuern hinaus, nachdem die aufkommenden Mönchsromane mit der Schilderung des erschrecklichen Treibens der Dämonen in der Wüste die Köpfe erhitzt hatten.. Mühsam niedergerungene phantastische Naturkulte standen wieder auf, und wilderregte Mönchsbanden durchschwärmten die Lande. Auch übersättigte und erschöpfte Lebemänner, Menschenverächter, am Sinne des Lebens irre gewordene, von der Hohlheit und Verlogenheit der absterbenden antiken Kultur, der Verderbnis und Unzuverlässigkeit der Gesellschaft, der

Unsicherheit der politischen Zustände angewiderte Gestalten wandten sich dem neuen Stande zu und suchten in ihm Genesung, Vergessen, Zuflucht und das Gleichgewicht der Seele. Bei anderen mischte sich in den Vorsatz, das vollkommene christliche Leben zu führen, die Liebe zur Natur und die Sehnsucht, in ländlicher Stille, fernab vom Wogen und Brausen der Welt, den Studien obzuliegen. Ihr Urbild ist Basilios der Große, welcher sich um 360 in die Wildnis am Flusse Iris in Armenien zurückzog. In einem Briefe an seinen Freund Gregor von Nazianz rühmt er die Vorzüge seines Ruhesitzes: „Ich glaube endlich das Ende meiner Wanderung zu finden. Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns beiden oft in der Einbildungskraft vorgeschwebt hat. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. — Soll ich dir die befruchtenden Dämpfe beschreiben, die aus der Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem Wasserspiegel aufsteigen? Soll ich reden von dem lieblichen Gesange der Vögel und der Fülle blühender Kräuter? Was mich vor allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird nur zuweilen von Jägern besucht, denn meine Wildnis nährt Hirsche und Herden wilder Ziegen, nicht eure Bären und Wölfe. Wie könnte ich einen andern Ort mit diesem vertauschen! Alkmäon wollte nicht weiter umherirren, nachdem er die Echinaden gefunden!"

Am Ganges nur gibt's Menschen! Mochte auch der mönchische Gedanke die vollständige Vereinsamung

voraussetzen, der Geselligkeitstrieb führte doch bald die meisten Anachoreten zum losen Zusammenschluß in den Lawren, den Mönchsdörfern. Da sich hier nur wahlverwandte Seelen zusammenfanden, welche allem irdischen Tand und Trug abgeschworen hatten, wahrhafte Christenmenschen, so konnte man die in der neuen Gesellschaftsbildung beschlossene Folgewidrigkeit übersehen. Aus diesen Ansiedelungen entwickelte sich dann das Kloster. Die erste Stätte des gemeinsamen Lebens, zugleich die erste asketische Erwerbs-Genossenschaft, wurde von Pachomius († 345) in Ägypten, dem klassischen Lande des Mönchtums, gegründet. Kaiser und Bischöfe haben in wohlverstandenem Interesse das geregelte Klosterwesen schließlich als die rechtmäßige Form des mönchischen Lebens erklärt und mit allen Mitteln durchgesetzt, auf dem Athos freilich erst im zehnten Jahrhundert. Die lichteren Züge, welche Basilios und seine Freunde durch die Neigung zur erhebenden Naturbetrachtung und geistigen Tätigkeit in das Bild des östlichen Mönchtums eingetragen haben, sind nie ganz verblaßt, zu Zeiten sogar ziemlich kräftig hervorgetreten. Allein heute noch wie vor sechszehn Hundert Jahren erscheint den orientalischen Christen nicht etwa der ritualfeste, vielleicht arbeitswillige oder gar kulturfreundliche Klostermönch als höchstes Muster, sondern der gegen Umwelt und alle menschlichen Betätigungen gänzlich verschlossene Einsiedler, der auf reinen Bergeshöhen mit Gott Zwiesprache hält und im Genusse ewigen Lebens nicht nach Himmel und Erde fragt.

Die Überlegung, daß die Eremiten des Athos aus dem Bewußtsein, demnach die echte Nachfolge Christi in einer nur wenigen Auserwählten erreichbaren Weise auszuüben und als die letzten nach der Welt die ersten im Reiche der Himmel sein zu dürfen, sowie aus den mystischen Erhebungen ungeahnte Seligkeiten schöpfen müssen, versöhnt doch etwas mit ihrem Geschick, so unfaßbar uns auch Dauer und Umfang ihrer Spannkraft sind. Als recht erträglich, in gewisser Beziehung sogar beneidenswert erscheint mir dagegen das Los der Kellioten. Auch unter diesen befinden sich Gestalten, welche aus rein religiösen Antrieben zum heiligen Berge gekommen sind und sich die peinlichste Befolgung der asketischen Gebote sauer werden lassen. Sie haben das Kelliotenleben gewählt, da das Einsiedlertum über ihre Kraft ging, das Kloster andererseits sie etwa wegen ihres vorgeschrittenen Alters zurückwies, oder weil sie sich nicht mehr in die Vereinsdisziplin zu schicken vermochten. Zum Teil sind die Kellioten auch aus Wanderburschen hervorgegangen. Zuerst waren diese bei einem der mönchischen Maler, Obst- und Gemüsezüchter nur eingetreten, um zu leben und zu lernen, dann hatten sie an dem weltfernen Dasein Geschmack gefunden oder auf dem Berge ihr besseres Fortkommen zu finden gemeint. Der eigentliche Typus des Kellioten ist jedoch der Mann, welcher sich ohne sonderliche religiösen Interessen, aber von tiefer Abneigung erfaßt gegen das Hasten und Lärmen des Tages und die tragikomische Jagd des Menschengetriebes nach falschem Glück aus

dem stürmereichen Weltleben in den sicheren Hafen des Athos zurückgezogen hat, um bei mäßiger Arbeit in Ruhe und Beschaulichkeit noch manch glücklich Jahr zu verbringen. Nicht lebensmüde, verbitterte Stimmung herrscht in den Kellien, sondern der Wille, unter Verzichtleistung auf die konventionellen Lebensgüter sich mit ganzem Herzen den echten Freuden zu widmen, die nur selten von äußeren Unglücksfällen getrübt werden können, anspruchslos zu sein, um dauernde Zufriedenheit und Glückseligkeit zu genießen. Unter diesen praktischen Philosophen gibt es Gemüter voller Frieden und sonnenhafter Heiterkeit, wie sie in der Welt nicht häufig gedeihen. Auch manch drolliger Kauz steckt unter ihnen. Besonders gern erinnere ich mich eines früheren Schusters Pankratios, der in allen Mittelmeerhäfen Ort und Pechdraht gehandhabt hatte. Er besaß einen köstlichen Humor, einiges Wissen, viel originelle Gedanken. Auf jeden Mönch des benachbarten Klosters hatte er eine satyrische Jambenstrophe gedichtet; die Spitznamen, die er ihnen angeklebt, waren Gemeingut geworden. Nach Beendigung der Arbeiten in Haus und Garten setzte er sich auf die ein breites Stück des östlichen Berglandes überschauende Veranda, versenkte sich in die landschaftlichen Schönheiten, stellte bei einem Humpen Wein allerlei Betrachtungen an, dichtete oder sang. Ich habe ihn den Chor der Schusterzunft aus den Meistersingern und die Hilgers'sche griechische Übersetzung des Liedes „Als die Römer frech geworden“ mit Melodie gelehrt; kam ich dann einmal

zu seinem Hause, so tönte es mir schon von weitem entgegen: Os Romäi kathiwrison, sim se rim sim sim sim sim! — Wie schwer wird es uns Kulturmenschen doch, jene innere Befriedigung an uns zu bannen, in der möglichsten Bedürfnislosigkeit die Vorbedingung zum Glück zu suchen, in der Welt uns nicht zu verlieren, es rückhaltlos anzuerkennen, daß rastlose Arbeit und glänzende Erfolge doch noch nicht des Lebens Vollgehalt ausschöpfen, sondern daß die stille Beschaulichkeit in gewissem Maße selbst das süße Nichtstun auch ihr gutes Recht haben, ja das Dasein erst harmonisch gestalten! Und wissen wir es, wie wenigen ist es auch dann vergönnt, ihrem Wunsche zu leben, die Arbeit selbst einzuteilen und mit ruhigen, für die Pflege des Innenlebens bestimmten Zeiten abwechseln zu lassen, aus dem Steinmeer der Städte immer wieder zu der neue Kraft und frisches Leben spendenden Natur mit ihren vielfachen reinen Freuden zu flüchten! Längst umbraust mich wieder die Bildungswelt, aber aus ihrem Tosen und Schwirren zieht es mich mit Macht zurück zu jenem freundlichen Kellion im Waldgebirge, in dem Friede und Zufriedenheit wohnt, vor dem am Abend die wundervollste Farbensymphonie erklingt und der Fackeltanz der Wellen das Auge entzückt. So fühlt Childe Harold:

Der Klausner führt ein glücklicheres Leben,
Der einsam dort vom Athos niedersieht,
Er darf am Abend auf der Höhe schweben,
An deren Fuß die blaue Welle zieht.

Wem einmal hier ein solches Stündlein flieht,
Der wird entzückt auf diesem Flecke säumen
Und ungern scheiden aus dem Luftgebiet,
Mit heißem Wunsch, hier bis an's End' zu träumen,
Dann neu umsah'n die Welt, die schon zerrann zu Schäumen. —

Von dem Glück der Kellien ist in den Klöstern nicht viel zu spüren. In den Idiorrythmen aber nicht etwa darum, weil ihre Insassen unter dem Joch ihres Standes seufzten, sondern weil der Widerstreit der Interessen, persönliche Anfeindungen, der Hader der Parteien das Leben der Gemeinschaft vergiften, am Horizont unaufhörlich gefahrdrohende Wolken auftauchen. Im übrigen führt wenigstens der vom Schicksal begünstigte Mönch in den Klöstern nach eigener Weise ein Dasein, welches er um keinen Preis für die Lebensbedingungen seiner in der Welt gebliebenen Brüder eintauschen möchte. Während diese vielleicht als Lastträger durch die Straßen der Hafenplätze keuchen, als Ruderer und Hammelhirten, Viehtreiber oder Stiefelputzer ihr kümmerliches Brod mühselig erwerben, kommt der an Unbildung seinen Jugendgenossen oft gleichgebliebene, an Verdienst hinter ihnen gebliebene Klosterherr im feinen Tuche und gestickten Pantoffeln einher, verfügt über drei bis fünf nach orientalischer Schätzung gut möblierte Gemächer, eine nicht selten geradezu üppig besetzte Tafel und auf den Wink gehorchende Bedienung. Er photographiert, bestreicht mit einem modernen Fernrohr stundenlang das Meer und verfolgt bei der Zigarette in den Zeitungen aus Konstantinopel, Athen und Triest die Vorgänge auf dem Welt-



Abb. 16: Mönche auf der Wanderung.

theater. Einen Teil seines Lebens bringt er in den auswärtigen Besitzungen des Klosters zu, von dem Volke, namentlich den Frauen, geehrt und beschenkt, nach altem, stillschweigend anerkannten Brauch einen beträchtlichen Bruchteil der Einkünfte in die eigene Tasche gleiten lassend. Wird es ihm nach der Rückkehr in den Klostermauern zu eng, so verreist er. Manche besitzen auf Longos, dem mittleren Ausläufer der Chalkidike, ein Stück Land, bei gutem Wind ist man in zwei Stunden drüben. Die Bewohner von Longos nennt der griechische Volkswitz Mönchskinder.

Eine unbändige Reiselust, die natürliche Rückwirkung gegen die völlige Abschließung von der Welt, war den Athoniten von jeher eigen. Schon die ältesten kaiserlichen Urkunden des heiligen Berges mußten sich gegen das Herumschweifen der Mönche richten. Mit Vorliebe unterhält sich der Idiorrythmiker mit dem Fremden über Entfernungen, Schiffs- und Eisenbahntarif, läßt sich Rundfahrten zusammenstellen. Auch die Verbannungen sorgen für Abwechslung und Ortsveränderung. Es gibt Mönche, welche es schon in einem Dutzend von Klöstern versucht haben. Solch ein unruhiger Geist und Wandervogel scheint jener Bruder Theophilos gewesen zu sein, welcher dem von ihm geschriebenen Kodex Iwiron 809 eine kurze Selbstbiographie beigefügt hat. Es heißt da: „Am 3. August 1504 wurde ich Mönch und Diakon, und am 11. Januar des Jahres 1506 wurde ich Priester. In das Kloster Watopädi kam ich am 27. November 1507. Im Monat

Juli des Jahres 1508 zog ich nach Jerusalem. Im Juli 1509 wanderte ich zum ersten Mal zum Sinai, im April 1510 wieder nach Jerusalem. Am 1. Mai 1511 kehrte ich zum heiligen Berge zurück und zwar in das Kloster Iwiron. Am 25. November 1518 siedelte ich in das demselben Kloster gehörige Hesychasterion des verehrungswürdigen Vorläufers (des Täufers) über, in welchem auch das vorliegende Buch geschrieben wurde. Und nun, am 1. November 1519, ist auch dieses gearbeitet. Ehre sei unserm Gott, Ehre, Ehre, Ehre!“ Bald mußte Theophilos einen Nachtrag anbringen: „Im Jahre 1522 aus Iwiron verwiesen, kam ich zur Betstätte des großen Basilios im Kloster Pantokratoros“. Er rechnete auch mit einer nochmaligen Entfernung vom Athos, daher die vorsichtige Einschränkung in der Drohung: „Wenn jemand — außer mir — dieses Buch vom heiligen Berge entführen wollte, so soll er verflucht sein!“ Selbst die unbegüterten Mönche gehen in die Metochien als Gehilfen, können von Zeit zu Zeit ihre Heimat aufsuchen, kehren bei Freunden oder Verwandten in einem andern Kloster oder Kellion ein. Endlich tragen doch auch die Amtsgeschäfte und eigenen Unternehmungen und Hoffnungen, die Streitigkeiten im Parlament und im Kloster, die Reibereien zwischen den Familien, der Nationalitätenkampf und die Geldhändel, die Feste und fremde Besucher soviel Farbe und Bewegung in das Leben hinein, daß selbst diejenigen Mönche, welche keinen religiös-asketischen Trieb besitzen und das Kloster lediglich

als Versorgungsanstalt und Sprungbrett zum Wohlleben aufgesucht haben, auch auf dem Berge nicht allzuviel Langweile verspüren.

Von derartigen Leuten befindet sich in den Idiorrythmen eine stattliche Zahl. Vom orthodoxen Lebensideal tief Ergriffene meiden diese Klöster schon wegen des hier freigegebenen Fleischgenusses. Wer über's Meer zieht, wechselt den Himmelsstrich, nicht aber den Charakter, und die schwarze Kutte macht nicht den Mönch. Auch die mönchische Familienerziehung ist nicht dazu angetan, die jugendlichen Glücksritter zum bessern umzuwandeln. Der Geronta, der Greis, verlangt vor allen Dingen, daß sein Ipotaktikos, zu deutsch Untergeordneter, genau so räuspert und spuckt wie er selbst und im Verkehr mit den anderen Klosterbewohnern seinen Standpunkt und Vorteil auf das entschiedenste vertritt. Wenn der Probemönch diesen Ansprüchen nicht genügt, so gibt ihm der Alte den Laufpaß. Verführt dieses Tun zur schlimmsten Liebedienerei und Unaufrichtigkeit, so gewöhnt andererseits die Sorge um die Erbschaft die jungen Mönche oft daran, nicht nur so allgemein hin nach Geld und Gut zu streben, sondern sich in jedem Augenblicke mit ihren materiellen Interessen zu beschäftigen. Weil die geistlichen Söhne erfahrungsgemäß in der Dienstwilligkeit nachlassen, sobald sie ihr Erbe einmal erhalten haben, sucht der Alte nämlich die Verteilung häufig möglichst hinauszuschieben. Wird er nun vom Tode überrascht, so gehen die Ipotaktiki leer aus, da der Klostervorstand den ganzen Nachlaß

für die gemeinsame Kasse in Beschlag nimmt. Als arme Leute werden sie aber aus der Liste der feinen Mönche gestrichen und dazu verurteilt, sich mit dem Gehalt einer niederen Stelle, den vom Kloster gelieferten Naturalien und einem kleinen jährlichen Zuschuß durchzuschlagen. Daher richtet sich alles Dichten und Trachten darauf, den Alten durch allerhand Künste zum frühzeitigen und reichlichen Mitteilen zu bewegen. Häufig verläßt auch ein junger Mönch seinen knauserigen Geronta, sobald sich ihm eine Gelegenheit bietet, in die Familie eines freigebigeren überzutreten. Daß aber die Jüngeren ihren kranken Geronta auch erdrosseln und vor der Todesmeldung berauben, ist eine schändliche Verleumdung, welche von den Russen und Bulgaren zur Herabsetzung der griechischen Anstalten verbreitet wird.

Unter diesen Voraussetzungen ist es denn schließlich begreiflich, wenn in den mönchischen Gesprächen, welche der Fremde in der Bibliothek mitanhört, das Geld, ta chrimata, eine große Rolle spielt. Das einzige Ziel dieser Mönche scheint zu sein, von den frommen Stiftungen möglichst viel an sich zu ziehen und dann zu genießen, zu gelten, zu herrschen. Dazu sind sie ja zum Athos gekommen. „Wer Geld hat und trotzdem in das Kloster geht, muß den Verstand verloren haben“, dieser Ausspruch eines Idiorrythmikers gibt die Meinung vieler wieder. Oft fehlt überhaupt jedes mönchische Pflichtbewußtsein, jeder Gedanke, daß ein Kloster doch eine Tugendstätte sein müsse; man glaubt

übergenug getan zu haben, wenn der Gottesdienst nach allen Regeln, nach Vermögen pompös abgespielt und die Fürbitte für die Stifter und Wohltäter gesprochen ist. Gar manchmal hörte ich, wenn die Rede auf grobe Mißstände im Kloster kam, die famose Ausflucht: „In der Welt ist es doch nicht viel besser!“ Neben diesen Mönchen gibt es aber in den freien Klöstern nicht nur höchst achtbare Männer und von gutem Geiste erfüllte Familien, sondern auch religiöse Naturen, die es mit ihrem Stande wirklich ernst nehmen. Die Frage ist jedoch, ob diese nicht etwa bei weitem die Minderzahl oder gar die Ausnahme bilden, ob sie überhaupt irgendwie als berufene Vertreter der Idiorrythmen ausgegeben werden dürfen. Ich will nicht urteilen, sondern mich mit der Auskunft eines alten, braven Klosternachtwächters bescheiden.

Es war an einem Winterabend. Vom Meere her wütete ein furchtbarer Sturm und rüttelte an den übereinanderschiebbaren Fensterrahmen meines Zimmers, daß die Scheiben klirrten und zu zerspringen drohten. Im Kamin hellloderten und knisterten mächtige Tannenholzklötze, in deren aufgehäufter Asche wegen ihres Wohlgeschmackes weithin gerühmte Athoskastanien brieten. Nachdem ein Diakon bald nach Sonnenuntergang von den Türen die Dämonen hinweg geräuchert hatte, war der Herbergsmönch zur Ruhe gegangen und ich allein geblieben. Der pyramidenförmige, mit vielen Ölflämmchen brennende hohe Messingleuchter auf dem Tische sprach mich wie ein Christbäumchen an und weckte heimat-

liche Weihnachtsstimmung. Es mochte gegen die elfte Stunde sein, da trat ein wie Knecht Ruprecht mit Pelzstreifen, Wolltüchern und langen Mänteln vermummter langbärtiger Alter herein, welcher eine riesige Laterne nach sich schleppte.

„Gute Nacht dir, Gesegneter!“ begrüßte er mich, stellte das Licht neben das Feuer und nahm auf dem Divan Platz. Dann musterte er mich lange mit seinen kleinen zwinkernden Augen und redete nach Erledigung der Höflichkeitsphrasen also:

„Die andern haben mir gesagt, o Gesegneter, daß du dich schon seit mehreren Monaten hier auf dem Berge mit den alten Handschriften abmühst. Etliche meinen aber, das mit den Pergamenten sei Vorwand, du wollest vielmehr das mönchische Leben beobachten und in den Zeitungen über uns schreiben. Du kannst es tun, wenn es dir beliebt. Aber, Gesegneter, du mußt nicht richten. Ich weiß es wohl, du hast besonders in den Idiorrythmen viel ungetreue Knechte gesehen. Zu ihnen wird der Herr einst sagen: Weichet von mir, ich kenne euch nicht! Allein es gibt doch auch Gute. Das Kloster ist wie das große leinene Tuch, das vom Himmel zu Petrus niederfuhr, darin waren reine und unreine Tiere durcheinander. Willst du nun richten, wo Gott doch Sodom verschonen wollte, so er zehn Gerechte in ihm fände? Das wäre nicht würdig. Ich sage mir folgendes: Es hat hier Gute und Böse, ob es aber mehr Gute oder mehr Böse gibt, das weiß ich nicht, wer weiß es, nur Gott weiß

es. So überlege ich, so mußt auch du denken. So mußt du auch schreiben: Nicht ich weiß es, Gott allein weiß es. Und wenn du willst, daß ich dich liebe, so schreibe noch, daß der große Bismarck (1900!) die Russen vom Athos verjagen soll, denn diese bringen das meiste Ärgernis in unsere Klöster. Darum wollte ich dich bitten. Und nun, gute Nacht dir, Gesegneter, möge die Panagia dich in der Nacht behüten vor allen Widersachern und Dämonen, vor allen Versuchungen des Teufels, vor eitlen und bösen Gedanken. Gute Nacht dir, Gesegneter!" —

In den Kinowien ist durch das Verbot des Sonderbesitzes und den gemeinschaftlichen Tisch die Hauptquelle der Unzufriedenheit, Mißgunst und Rivalität beseitigt. Die Lebensbedingungen des Abtes wie des jüngsten Mönches weichen kaum von einander ab. Die Würden bringen höchstens neue Bürden, nicht etwa eine Verbesserung der äußeren Lage mit sich. Zudem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Mönche des gemeinsamen Lebens zum größten Teil durch religiöse Erwägungen und Erlebnisse in das Kloster geführt worden sind. Nicht selten scheinen sie ihrer Überzeugung auch große Opfer gebracht zu haben. Von den vierzig Bewohnern von Kutlumusi hatten beispielsweise mindestens fünf eine bessere Erziehung genossen. Unter ihnen war ein junger Peloponnesier, der einzige Sohn einer begüterten Familie, aus einem lebensfrohen Athener Studenten zum stillen Mönch geworden, nachdem er einmal eine offene Wunde bei der

Berührung mit einer Reliquie sich schließen gesehen und so durch ein himmlisches Zeichen die Bestätigung der übersinnlichen Welt und des orthodoxen Glaubens empfangen hatte. In Esphigmenu befand sich selbst ein ehemaliger königlicher Kavallerieoffizier, als Schuldner der Vergangenheit ein schweigsamer Büßer, äußerst anspruchslos, allezeit dienstfertig. Es geht ein ernster, ehrlicher Zug durch die Kinowien, welcher der Größe nicht ermangelt und auch dem entschlossensten Gegner mönchischer Lebensführung ein der Sympathie verwandtes Gefühl für ihre Insassen abnötigen muß. Hier gilt kein Paktieren mit der Welt, kein Hin- und Herpendeln zwischen asketischen Übungen und irdischen Genüssen; wer die Gelübde ablegt, bricht alle Brücken zur Welt hinter sich ab, er ist ihr gestorben. Da das ewige Wesen des Menschen in der Seele besteht, das eigene Fleisch aber ihr grimmigster Feind ist, wird dem Leibe nur soviel gegönnt, als gerade zu seiner Erhaltung erforderlich ist. Zumal während der fünfzig- und vierzigtägigen Fastenzeit vor Ostern und Weihnachten ist die Ernährung so mangelhaft, daß regelmäßig einige Mönche erschöpft zusammenbrechen. Die Zelle ist klein und schmucklos, das Lager gesucht hart, die Ruhezeit sehr spärlich, die Kleidung grob, jede Leibespflege, so das Baden, streng untersagt. Beten ist besser als Baden. Der Schmutz muß den Menschen wie ein Küraß umpanzern, damit die Seele um so geschützter wohne, belehrte mich ein alter Mönch. Doch unterscheiden sich die Kinowien selbst wieder hinsichtlich der

Schärfe der asketischen Bestimmungen. In einigen wird sogar den Besuchern das Rauchen verdacht.

Die Unsauberkeit in manchen Kinowien könnte sprichwörtlich sein. Der Zustand des Geschirres, der Wäsche und Schlafdecken spottet jeder Beschreibung. Aber der Tiefstand in diesen Dingen ist gewollt, er gehört zum System. Der Mönch soll sich nicht nur über alle diesseitigen Güter erheben, er soll auch in jedem Belang ein lebendiger Protest gegen das Gebahren der Weltkinder sein. Diese legen unter Vernachlässigung des Inneren das größte Gewicht auf äußeren Glanz und Schliff, den getünchten Gräbern gleichend, die von außen anmutig aussehen, inwendig aber voll von Totenbeinen und lauter Unflat sind. Da betont denn der Mönch in seinem ganzen Tun und Lassen mit kräftigster Einseitigkeit die völlige Unerheblichkeit der Äußerlichkeiten der Seelenpflege gegenüber. Er weiß sich dabei durchaus in Übereinstimmung mit dem Herrn. Als Jesus bei einem Pharisäer zum Frühmahl erschien, bemerkte sein Gastgeber mit Verwunderung, daß er das Waschen vor dem Essen unterließ. Da sagte der Herr zu ihm: „Ja, ihr Pharisäer reinigt das Auswendige am Becher und an der Schüssel, euer Inneres aber ist voll Raub und Schlechtigkeit. Ihr Toren, hat nicht der Schöpfer des Auswendigen auch das Innere gemacht? Gebt nur das Innere als Gabe hin, dann ist euch alles rein!“ Unter dieser mönchischen Gewohnheit haben die aus besseren Verhältnissen stammenden Novizen anfänglich gewiß

sehr zu dulden. Allein mit der Zeit finden sie sich mit ihr ab, wie sie überhaupt allmählich ganz in den eigentümlichen Geist hineinwachsen, welcher sich im Kloster durch die Jahrhunderte hin von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Dann wetteifern sie mit den Alten in fanatischem Mißtrauen gegen die Welt, von welcher die während der Mahlzeit verlesenen Schriften und die zuweilen vor der Liturgie gehaltenen Predigten ein alles Maß übersteigendes Zerrbild entwerfen. Die Laien erscheinen als schwere und unverbesserliche Gewohnheitssünder, die man sich möglichst vom Leibe halten muß. Soweit sie nicht als Anbeter zum Kloster pilgern, stehen sie in dem Verdacht, Handschriften entwenden oder sonstiges Ärgernis anstiften zu wollen. Offenbar ist diese abschätzige Beurteilung der Weltkinder für die Mönche ein notwendiges, unwillkürlich angewandtes Mittel zur Selbstbehauptung. Aus ähnlichen Gründen beginnen sie bald, dem Gaste die Vorzüge des weltabgewandten Lebens anzupreisen. Man merkt es, wie der Einzug eines Weltlichen in vielen nach langem Ringen zur Ruhe gebrachte Gedanken und Gefühle wieder aufjagt; sie müssen sich über die Einzigartigkeit und unbedingte Überlegenheit ihrer Lebensführung nochmals ganze Rechenschaft geben und haben das Bedürfnis, sich alsdann zu äußern. In seltsamem Widerspruch zu ihrem übrigen Mißtrauen sprechen sich diese sonst so wortkargen Männer in solchen Stimmungen mit einer fast peinlichen Offenheit und Ausführlichkeit über ihr Vorleben, ihre Bekehrung und jetzigen Zustand aus.

Da trat wohl manchmal ein Mönch in meine Zelle und setzte sich schweigend in die Ecke. Er sah bald zu Boden, bald auf mich, bald lange zum Fenster hinaus. Von Zeit zu Zeit seufzte er auf: „O mein Gott, o meine Panagia!" Dann sprach er plötzlich halblaut vor sich hin: „Ach, es ist doch besser hier". Darauf kam die Rede in Fluß. In der Welt, so möchte ich ihren allgemeinen Inhalt zusammenfassen, liegen überall Fußangeln, niemand ist in ihr vor schwerem Fall sicher. Jeder Beruf zwingt irgendwie zu Ungerechtigkeiten und Härten, jedes Geschäft zur Übervorteilung des Mitmenschen, selbst des eigenen Bruders. Die Freuden und Güter des Lebens sind in Wahrheit die schlimmsten Widersacher des Menschen, sie suchen ihn unter ihre Herrschaft zu zwingen und dann zu blenden und zu ersticken. Aber es ist dem Menschen gesetzt zu sterben, dann kommt das große Gericht, wo Gott für alle Ewigkeiten entscheidet. Darum hat Christus seinen Nachfolgern anempfohlen, alles dahinzugeben und die Welt zu fliehen. Nicht jeder ist jedoch stark genug, das Eremitenleben auf sich zu nehmen. Deshalb haben die Heiligen die Klöster gegründet. In der Einsamkeit lernt man das Geheimnis des Lebens erst recht verstehen, da öffnet sich erst das Auge und erkennt die furchtbare Torheit und Gefahr des weltlichen Treibens im ganzen Umfange. Im Gefühl, nach soviel Irrgängen nun auf dem rechten Wege zu sein, macht man den Weltleuten völlig unzugängliche Glückserfahrungen, o daß doch alle Menschen Mönche würden! Aber anderer-

seits haben es die Dämonen ganz besonders auf die Mönche abgesehen. Während des Gottesdienstes sind sie zwar ziemlich unschädlich, desto grausamer und wilder aber während des Schlafes. So muß der Mönch auch viel leiden, doch er ist gewiß, daß Gott ihm alle Tränen abwischen und eine freudenvolle Ernte bescheren wird. Dereinst wird der Allherrscher in erster Linie die Mönche um sich scharen als die hundertvierundvierzigtausend Auserwählten, welche der fromme Seher auf dem Berge Zion mit dem Lamme geschaut hat. Denn sie sind es, die sich nicht befleckt haben mit Weibern, sie sind jungfräulich geblieben. Sie sind es, die dem Lamm folgen, wohin es gehen mag. Sie wurden erkauft aus den Menschen als Erstlinge für Gott und das Lamm (Offenbarung 14, 4).

Unter den Schattenseiten des Mönchslebens wurden stets die heftigen Anfechtungen durch die Dämonen mit Nachdruck genannt. Die bösen Geister, Überbleibsel des heidnischen Animismus, welcher die ganze Natur mit persönlichen Kräften bevölkerte, quälen den Mönch namentlich durch furchtbare Träume. Die blutrünstigen schriftstellerischen und malerischen Darstellungen vom jüngsten Gericht haben die Phantasie erhitzt; im Traum treten die Teufelchen aus den Bildern, auf denen sie die großen Ketzer und Sünder in den Höllenrachen befördern, heraus und bearbeiten den Schlafenden mit ihren Spießen und Gabeln. Ein Mönch, welcher oft so arg heimgesucht war, daß er vor Schmerzen laut aufschrie und die Nachbarn weckte, zeichnete mir die

Marterinstrumente seiner Peiniger, an deren Wirklichkeit er unerschütterlich glaubte, aufs Papier. Sie waren eine treue Nachbildung der Werkzeuge, welche die Satansdiener auf der seinem Platze in der Kirchenvorhalle gegenüber angebrachten Freskomalerei in den Händen hielten. Diese Feststellung verstärkte nur seinen Glauben an ihre Wesenheit und seine Furcht. Mit allerlei teuflischen Gaukelbildern reizen die Dämonen ferner die kaum gebändigte Sinnlichkeit wieder an und bringen ihr Opfer um alle Seelenruhe. Zuweilen verführen sie selbst den wachsamsten Mönch zu Sünden, die ihm das Heil zu entziehen drohen. Mit allen Mitteln suchen sie ihn aus dem Kloster zu treiben. Ein fürchterliches Gefühl der Angst und Leere schnürt dem Asketen plötzlich die Brust zusammen, tagelang befällt ihn ohne besonderen äußeren Anlaß eine ungeheuere Traurigkeit und zwingt ihn zu Tränen. Ein auf dem Athos sehr beliebtes Bild schildert das mönchische Leben nach dieser Seite. Der Mönch hängt in der Kutte am Kreuz und wird von umherschwärmenden Teufelchen gehänselt und wie St. Sebastian am Marterpfahl mit Pfeilen gespickt. Vom Himmel her aber schweben Engel herbei, die ihm für seine Treue bis zum Tode die Krone des Lebens überbringen. Endlich packt vorzugsweise die Jüngeren häufig das Heimweh nach der Welt, bald mit Ungestüm, bald mit leisen, wohligen Erinnerungen, und mancher Mönch, der in der Frühe zu den Fürbitten des Priesters in tiefer Ergriffenheit ein Kyrie eleison gestammelt, singt

am Abend, von der hohen Tenne über's Meer zu den langsam versinkenden Küstenlinien hinüberstarrend, traumverloren ein gar weltlich Lied vor sich hin: „As imun aëra, ach, daß ich ein Lüftlein wär'!"

Im Anfang habe ich wiederholt den Versuch gemacht, dem orthodoxen Verständnis die evangelische Auffassung von der Aufgabe und Freiheit eines Christenmenschen entgegenzustellen und aus der Schrift zu begründen. Das war aber verlorene Liebesmüh'. Diejenigen, welche eine klare Vorstellung von den Grundlagen ihres Glaubens besaßen, wiesen mir sofort nach, daß ich ganz willkürlich deute und beim Auslegen der Schrift die ihr an Autorität gleichstehende kirchliche Überlieferung und die Lehren der Synoden und heiligen Väter vergäße, durch welche der heilige Geist nicht minder geredet habe. Die Schrift bilde ja nur einen Ausschnitt aus dem großen apostolischen Überlieferungsschatze, in diesem sei auch der Schlüssel zum rechten Verständnis des Evangeliums enthalten. Wer sich auf die eigene Exegese verläßt, wird die Wahrheit nimmermehr erfassen. Christus deutet doch selbst über die Schrift hinaus auf andere Instanzen hin, wenn er Joh. 5, 39 sagt: „Ihr forschet da in den Schriften in der Meinung, in ihnen ewiges Leben zu haben, und doch weisen jene erst auf mich hin!" Ein Priester brachte mir nach einer solchen Unterredung die gesammelten Werke des orthodoxen Erzvaters Athanasios in einer alten venetianischen Ausgabe auf mein Zimmer, aus ihnen sollte ich die „ganze Wahrheit" lernen. Wie kann

man sich aber über den Sinn des Evangeliums mit Leuten einigen, welche die selbständige, unbefangene Prüfung ablehnen und jedes Wort in der Illustrierung und Umrahmung sehen, welche ihm mit einer fertigen, der griechischen Spekulation entsprungenen Weltbetrachtung und bestimmten Bedürfnissen an die Schrift herantretende, oft herzlich schlecht unterrichtete Kirchenväter gegeben haben! Da ich unter diesen Umständen doch stets den kürzeren ziehen mußte, verzichtete ich gar bald darauf, grundsätzliche Erörterungen anzuregen. Die Mönche aber hielten ihren Glauben für so sicher und fest gegründet, daß sie sich selbst fast niemals zu einer Untersuchung seiner Grundlagen und der gegnerischen Stellung bewogen fühlten. Viel lieber brachten sie die Rede auf Einzelheiten, auf Fragen, welche in der Geschichte der Kirche eine wichtige Rolle gespielt und die Gemüter einst erregt haben. An ihrer Auswahl und Behandlung war recht deutlich zu merken, wie sehr man hier in der Vergangenheit lebt und webt, seit Jahrhunderten nichts mehr von Belang erfahren hat. Mit dem selben Eifer, den selben Beweggründen, ja den nämlichen Worten verteidigte der Mönch vor tausend Jahren die Bilderverehrung als das Schibboleth der Rechtgläubigkeit. So hielt man in den Zeiten der Kirchentrennung und der Annäherungsversuche dem Abendländer die Fälschung des Symbols in betreff des Ausganges des heiligen Geistes vor und bezeichnete die Irrlehre der „Lateiner“, daß der Geist auch vom Sohne ausgehe, als Hauptsünde

gegen den heiligen Geist. Die Jahrhunderte sind an den Klöstern des Athos vorübergerauscht wie an den sieben Schläfern der Legende, ohne sie in den Fluß der Entwicklung zu zwingen.

Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der ungebildeteren Mönche, wenn sie bei derartigen Gesprächen erfuhren, daß mächtige Kirchen der Christenheit den Marienkult durchaus ablehnen. Über die einzigartige Stellung der Mutter Jesu, die als Theotokos, Gottesgebärerin, in die unmittelbarste Nähe des Gottwesens gehört und die höchste Verehrung verdient, hat doch zwischen Ost und West stets volle Übereinstimmung geherrscht. Dieser neue Abfall von der Wahrheit ist unerhört, kaum glaublich. In jedes Christen Herz glüht der Wunsch, daß recht bald eine Herde und ein Hirte sein möge, allein man geht ja immer mehr auseinander und in die Irre. Doch überschritten die Mönche nie den Ausdruck aufrichtiger Entrüstung und Trauer über die Erweiterung der Kluft. Ich habe sie häufig geradezu nach dem künftigen Schicksal der nach ihrer Meinung abtrünnigen und verkehrten Christen gefragt. Darüber hätten nicht sie, sondern nur Gott zu entscheiden, lautete die Antwort. Sie wünschten und beteten, daß auch die fehlenden Brüder in Gnaden aufgenommen würden. Dieses anständige Verhalten zu den übrigen Konfessionen, diese Scheu, trotz des stärksten Selbstbewußtseins über die Andersgläubigen abzusprechen und sie zu verdammen, ist eine der schönsten Seiten des griechischen Katholizismus, die

freilich zum Teil auch auf Indolenz beruhen mag. Von diesen schlichten Männern schweiften meine Gedanken dann wohl zurück ins Abendland, zur Grabkammer der spanischen Könige im Eskorial, wo vor mir einst ein gebildeter Augustinermönch die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß die römische Kirche in absehbarer Zeit von Gott wieder in die Lage versetzt werde, die ohnehin der Hölle verfallenen Ketzer mit Feuer und Schwert auszurotten. Und dann schämte ich mich als Abendländer.

Maria steht als Urbild der Jungfräulichkeit bei allen Mönchen in gesteigertem Ansehen. Sie ist die Patronin des Mönchtums. In besonderer Weise gilt aber ihre Huld und Fürsprache dem Athos, den sie recht eigentlich als ihr Land erwählt und dem Himmel näher gebracht hat als irgend eine andere asketische Stätte. Schon vor der Länderverteilung hat sie den heiligen Berg geliebt. Er ist die Offenb. 12, 14 erwähnte einsame Stätte und ihr Ort, wohin sie sich nach der Geburt des Messias vor dem großen Drachen geflüchtet, wo sie eine Zeit und Zeiten und eine halbe Zeit gepflegt wurde. Über keinen anderen Erdenfleck, über kein anderes Klostergebiet hat sie drum eine solche Fülle von Gesichten und Wundern ausgeschüttet. Das Bergland ist zum Märchenland umgewandelt, zum Schauplatz einer Zauberoper, auf welchem die Naturgesetze außer Kraft gesetzt und geheimnisvolle, überirdische Kräfte wirksam erscheinen. Die Panagia hilft den Athoniten aus allen Nöten und Bedrängnissen.

Fehlt es an Lebensmitteln, so füllt sie Scheffel und Maß mit Mehl und Öl. Gaben die Türken während des Freiheitskrieges durch das Portal von Lawra eine Salve auf die den Hof füllenden Mönche ab, so glitten, wie noch jetzt an den Eindrücken zu sehen ist, die Kugeln im rechten Winkel zu beiden Seiten gegen die Torwandungen ab und prallten auf die Schützen zurück. Als der Klostergründer Athanasios in Geldnöten steckte und den Bau unterbrechen zu müssen fürchtete, rief er die Gottesmutter um ein Trostzeichen an. Er schlug in der Nähe von Lawra mit seinem Stab an die Felsen, da sprang eine Quelle hervor, die bis zur Gegenwart äußerst wohlschmeckendes und heilkräftiges Wasser spendet. Von der Panagia sind den Mönchen sehr zahlreiche Reliquien und die wunderkräftigsten heiligen Bilder zugedacht worden, mit denen sie sich und allen Gläubigen die größten Wohltaten verschaffen können. Den höchsten Gunsterweis hat sie dem Athos durch die Anvertrauung ihres alle Epidemieen auslöschenden Gürtels gegeben, dessen Niederlegung von der gesamten östlichen Christenheit am 31. August festlich begangen wird. Aus dem Grabe des heiligen Sabas im Kloster Chiliandari läßt sie einen wundersamen Rebstock wachsen, dessen Trauben von sich nach Leibeserben sehnenden Frauen weithin sehr begehrt und erfolgreichst genossen werden; die Alpenflora des Bergkegels hilft gegen allerlei Gebresten. Alles Gute empfängt der Athonite von der Ewigjungfräulichen. „Möchte doch die Panagia geben“,

ist die übliche Wunschphrase. „Die Panagia hat es gegeben“, sagte auch ein Mönch, als er mir einmal einen Teller mit sehr feinen Tabakblättern überbrachte, die offenbar von dem kurz zuvor aus dem benachbarten Hafen Kavalla eingelaufenen Segler eingeschmuggelt waren.

In Verbindung mit der überschwenglichen Sonderverehrung, welche die Athoniten der Panagia als ihrer Schutzherrin und Gönnerin zollen, steht der Ausschluß weiblicher Wesen vom heiligen Berge. Wenigstens lassen es die Mönche stark in den Vordergrund treten, daß dieses Verbot mit Rücksicht auf ihre eifersüchtige Herrin und Gebieterin erlassen sei. Nur ihr Bild soll dem Bergbewohner vor der Seele und den Augen stehen. Mit großer Genugtuung stellt man fest, daß man Treue mit Treue erwidert und mit Hilfe der Panagia zu allen Zeiten das Land frauenfrei erhalten habe. Diese Leistung gehöre zu den Ruhmestaten des Athos. Die dem Mönchtum seit alters eigentümliche Weiberfurcht und -Verachtung erscheint hier auf die Spitze getrieben. Ich habe da Ausfälle gegen das weibliche Geschlecht gehört, die an Schärfe und Bitterkeit König Lear's berühmte Rede weit hinter sich lassen. Die Frauen rangieren mit den schlimmsten Dämonen; sie sind nach dem Vorgange der Eva eigentlich die Wurzel alles Übels.

„Alle Frauen sind Dämonen!“

„Auch deine Mutter?“

„Gewiß, hat sie mich nicht geboren?“

Nicht selten drängte sich allerdings der Eindruck auf, daß dieser lächerliche Weiberhaß schwerlich tief wurzelte, sondern bloß ein Paradepferdchen war, welches die Mönche zum Zeichen ihrer Überlegenheit mit Wohlgefallen vor dem Fremden sich tummeln ließen. Übrigens muß sich auch die Behauptung, kein Frauenfuß habe den Athos seit seiner Umwandlung zum Mönchslande mehr betreten, eine erhebliche Einschränkung gefallen lassen. Wir wissen, daß einst eine byzantinische Kaisertochter zum heiligen Berge gewallfahrtet ist, und daß die Gemahlin des gewaltigen Serbenkönigs Stephan Duschan diesen im Jahre 1345 in die Klöster begleitete. Die Quellen berichten nicht, ob sich die Athoniten damals etwa ähnlich wie die Benediktiner von St. Gallen bei dem Empfange der Schwabenherzogin Hadwig aus der Verlegenheit geholfen haben. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts hatte der Athos vorübergehend selbst das Gepräge eines Staates ohne Weib und Kind eingebüßt. Dreihundert wlachische Nomadenfamilien waren mit ihren Herden von Norden her in die futterreichen Täler des Berglandes eingewandert. Die Frauen und Mädchen trugen dem Herkommen zwar soweit Rechnung, daß sie männliche Kleidung anlegten, verkehrten aber zwanglos mit den Mönchen, lieferten ihnen als Entgelt für die Aufnahme Milch, Käse und Schafswolle und verrichteten gewissermaßen als Hörige der Klöster, wie später die Tagelöhner der Idiorrythmen, die mannigfachen Wirtschaftsarbeiten. „Was durch sie geschah, ist grausig

zu sagen oder zu schreiben oder zu hören", meldet die alte Chronik. Für die meisten Mönche war es aber eine köstliche Zeit. Ihr bereiteten die ernsteren Kreise ein Ende, indem sie bei dem Patriarchat Klage führten und einen vom Patriarchen Nikolaos unterzeichneten Synodalbeschluß fälschten, welcher die Wlachen vom Berge verwies und die Mönche mit dem Banne belegte. Als die Hirtenfamilien abzogen, schloß sich ihnen eine Menge Kalogeren an. Auf dem Berge aber weinte und wehklagte man noch geraume Zeit wie die Kinder Israel in der Wüste, so sie an die Fleischtöpfe Ägyptens dachten. Auf diese Episode folgte noch eine neckische Komödie der Irrungen als Nachspiel, insofern sich die Weihnachtsversammlung der Äbte bei dem Kaiser Alexios über die vermeintliche Einmischung des Patriarchen beschwerte, der byzantinische Felipe Segundo das Kirchenhaupt wegen der Behelligung des reichsunmittelbaren Klosterstaates zurechtwies, Nikolaos sich dagegen verwahrte, und nun hin und her verhandelt wurde, bis sich endlich kurz vor dem Tode des Patriarchen dessen Unschuld herausstellte. Als Männer verkleidete Frauen leben auch heute noch vereinzelt in den Häusern der Laien. Wie ich selbst sah, beteiligen sie sich gelegentlich an den Arbeiten der Männer, so an den Wegeverbesserungen. Zuweilen trifft aus Rußland ein verlassenes Weib unter der Kutte ein, um ihren treulosen Gatten vom Kloster zurückzufordern.

Wird er an diese Tatsachen erinnert, so setzt der

rechte Mönch ihnen beharrlich ein „Dhen to pistewo, ich glaub's nicht!" entgegen. Daß der heilige Berg niemals durch die Anwesenheit eines weiblichen Wesens entweiht wurde, ist für ihn eine Art Dogma. Ebenso führt er allen geschichtlichen Angaben zum Trotz die Gründung seines Klosters in die ersten Jahrhunderte zurück. Je näher die Stiftung an die heilige Zeit der Evangelien heranrückt, desto reicher ist ja ihr Anteil an dem von Christus und der Panagia über die Lande hingegossenen Segensstrome, desto größer ihre Heilsbedeutung für die Insassen. So besteht der Esphigmenite darauf, daß die als Gründerin seines Klosters gefeierte Pulcheria nicht die Schwester des Kaisers Romanos III. (1024—1034), sondern die um 396 geborene, als Heilige verehrte Tochter des Kaisers Arkadios gewesen ist. Die Mönche von Kastamonitu nennen ihr Kloster mit Vorliebe Konstamonitu, um seine Entstehung durch den ersten christlichen Herrscher schon in der Bezeichnung zum Ausdruck zu bringen. Karakallu greift sogar auf den heidnischen Imperator zurück. Den ältesten Zeiten entstammen ferner möglichst viele Gerätschaften und Ausstattungsstücke der Kirche, alles irgendwie Auffallende, ein absonderlich geformter Leuchter, ein stark nachgedunkeltes Bild, ein Mosaikfragment. Von den Handschriften der Klosterbibliothek interessiert den Mönch lediglich ihr Alter. Erfährt er, daß andere Abteien noch weiter zurückreichende Schätze besitzen, so wird er nicht verfehlen, mit geheimnisvollem Lächeln zu verkünden, sein Kloster bewahre dennoch die

ältesten, vielleicht sogar von den Aposteln herrührende, Pergamente, nur lägen sie in der Schatzkammer hinter siebenfachem Verschluß, für den Fremden unzugänglich. Sie hebe man für das eigene Volk auf, für die Zeit, in der unter dem Schutze des byzantinischen Kaisers das Kreuz wieder auf der Agia Sophia glänzt.

Zumal in den Kinowien unterscheidet sich der Gedanken- und Interessenkreis der Athosmönche im wesentlichen kaum von dem ihrer mittelalterlichen Vorgänger. Nicht als Kastellane, die ohne Verständnis und Teilnahme ihr Sprüchlein herunterschnurren, bewegen sie sich in einem alten stolzen Gebäude, sie sind seine berufenen Bewohner. Menschen, Szenerie und Handlung stimmen auf das trefflichste zusammen. Wie nirgends sonst sind die Bewohner des heiligen Berges mit den mannigfaltigen, äußerst reich ausgebildeten Zeremonien, den alten gottesdienstlichen Gesängen und den vielfachen, an die Feste geknüpften geschichtlichen und sagenhaften Überlieferungen der griechischen Kirche eng verwachsen. Das ist ihre Welt. Deshalb erscheinen die Formen und Formeln hier nicht als tote Reliquie, sondern voll Leben. Sobald man die Frage, was denn an ihnen noch den Geist Jesu atme, zurückstellt und das geistliche Schauspiel unbefangen auf sich wirken läßt, fühlt man sich immer mehr durch ihre Unmittelbarkeit, Fülle und Buntheit gefesselt und in die anfänglich so fremdartige, schwer erträgliche Welt des byzantinischen Christentums hineingezogen. Nicht minder anziehend ist es, den Mönch in Küche,

Keller, Bäckerei, Garten, Feld, Stall, Mühle, Schmiede, Schreinerei und Schneiderstube zu begleiten und dabei mittelalterliche Werkzeuge und Arbeitsweise zu betrachten. Besonderen Reiz, zugleich ein schönes Bild mönchischer Gleichheit und Brüderlichkeit, bieten die von eigenartigen Bräuchen durchsetzten gemeinschaftlichen Verrichtungen, so die Weinlese und das Keltern, die Olivenernte, die häufigen Fischzüge. Da pilgert das ganze Mönchsvolk eines Kinowions in feierlicher Prozession zum Strande und rudert nach Gebeten und Gesängen eine ungeheure, rechteckige Netzwand, welche sich unten zu einer mit Bleikugeln beschwerten Tasche umbiegt, etwa einen Kilometer weit in das Meer hinaus. Dort wird das Maschengitter lotrecht versenkt, sein Rand durch in der Mitte besonders zahlreiche verpichte Fässer an der Oberfläche gehalten. Von den Seiten laufen starke, in gewissen Abständen von großen Korkstücken getragene Seile zur Küste. Wenn zufällig Nebel das Geschäft behindert, so versucht der Priester ihn zu verscheuchen, indem er auf Korkscheiben befestigte brennende Lichtstumpfe auf das Wasser setzt. Diese müssen von Kerzen herrühren, welche in der Grabeskirche von Jerusalem an dem jede Ostern vom Himmel fallenden heiligen Feuer angezündet waren. Nach einer gehörigen Wartezeit treten die Mönche ohne Unterscheidung des Ranges am Ufer in zwei langen Reihen an, schürzen die Kutten hoch, erfassen die Seile und ziehen unter lauten Taktrufen das Netz in der Weise heran, daß sich zunächst seine Flügel zu-

sammenschließen und dann das Zentrum nachschwimmt. Bald liegt das Garnwerk auf dem weichen Sande, in ihm ein Gewimmel und Gezappel der verschiedensten Meeresbewohner, neben allerlei Schuppenfischen namentlich Polypen, Tintenfische, Krebse, Hummern, dazwischen feinstrahlige Seesterne und farbige Muscheln. Eiligst packt man die Beute in Körbe und trägt sie nach einem Dankgebet in den Klosterhof hinauf, wo sich wieder alle Mönche am Absondern, Ausnehmen und Zubereiten beteiligen.

Von den vielfachen Veranstaltungen, in welchen sich auch sonst übliche, großenteils auf heidnische Gebräuche zurückgehende griechische Sitten mit athonitischen Eigentümlichkeiten mischen, folge hier noch die Schilderung eines Begräbnisses. Ein neunzigjähriger Mönch war während des Nachtgottesdienstes im Betstuhl sanft hinübergeschlummert. Die Leiche hatte man, ohne sie etwa erst zu waschen und einzukleiden, sofort mit über der Brust verschränkt zusammengeschnürten Armen in schwarzes Tuch eingenäht und in einer Kapelle aufgebahrt, in welcher Mönche abwechselnd die Totenwacht hielten. Die Begräbnisfeier begann im Anschluß an den Nachmittagsgottesdienst des folgenden Tages in der Vorhalle der Hauptkirche. Die Leiche lag in der Mitte, von einem mit rotem Kreuze und der byzantinischen Devise „Jesus Christus siegt!" bestickten braunen Teppich bedeckt. Um sie scharten sich die Geleitgeber mit brennenden Kerzen. Nach der Totenliturgie traten die Priestermönche paarweise an die Bahre heran und improvisier-

ten unter Anführung des Namens und Titels des Dahingeschiedenen eine kurze Fürbitte. Darauf gingen sämtliche Mönche an dem Toten vorüber und küßten das auf seiner Brust liegende heilige Bildlein und ein rotes über der Stirn angebrachtes Läppchen. Unter Glockengeläut und düstern Liedern ordnete sich nun der Leichenzug und bewegte sich zum Tore hinaus. Kreuz- und Laternenträger eröffneten ihn, es folgten die Sänger, Priester, Vorsteher und weihräuchernde Diakonen. Dann kam, von acht Brüdern niedrig getragen, die Bahre, hinter ihr der Haufe der Mönche und Klosterarbeiter. Alle hielten brennende Lichter. Auf dem kurzen Wege zum Friedhof, zum Kimitirion, hielt der Zug wiederholt an, zuerst vor dem Klosterportal, durch das der Mönch, den man jetzt zu Grabe trug, vor 76 Jahren als junger Bursch eingezogen war.

Der Kirchhof, ein kleines umfriedetes Feldstück mit hochgebauter Kapelle, war für unser Empfinden wenigstens empörend vernachlässigt; eingesunkene, schmucklose Hügel, die überwucherten Stege hoben sich kaum ab. Der geweihte Boden nimmt nur Mönche auf, darum werden Laien, die auf dem Athos sterben, in der letzten Stunde noch eingekleidet. An der sehr flachen Gruft angelangt, wurde der mumienförmig zusammengeschnürte Leichnam unter der Decke hervorgezogen und mit nach Osten gewandtem Gesicht eingebettet. Den Kopf schützte man durch torartig aufgebaute Steinplatten. Nachdem der Priester die einschlägigen Gebete gesprochen, goß er über den Toten ein Glas

Wasser mit aufschwimmendem Öl aus der heiligen Lampe, sowie etwas Asche aus dem Rauchfaß, segnete ihn ein und warf, während die Diakonen von allen Seiten Weihrauch spendeten, eine Schaufel Erde hinab. Hurtig wurde dann das Grab zugeschüttet und ein schlichtes Holzkreuz mit dem Namen seines stillen Bewohners aufgepflanzt. Darauf stellte der Totengräber einen Korb mit den Gebeinen des zuvor an dieser Stelle Bestatteten auf den Hügel. An diesen richtete der Priester die feierliche Bitte, er, welcher nach dem Zeugnis seiner so schnell verwesten Fleischeshülle von Gott in Gnaden aufgenommen sei, möchte doch seinem Nachfolger im Grabe dort oben ein freundlicher Einführer und Fürsprecher sein. Nach zwei bis drei Jahren wird auch der soeben der Erde Übergebene wieder ausgegraben und, wenn genügend aufgelöst, wie jetzt sein Vordermann in das Untergeschoß der Friedhofskapelle gebracht, wo Jahrhunderte wahre Tamerlan'sche Schädel- und Knochenpyramiden aufgestapelt haben.

„Der war aus meinem Dorfe", sagte mir hier ein Diakon, aus der kraniologischen Sammlung einen Schädel mit dem aufgetuschten Stirnvermerk „Dimitrios" heraussuchend und ihn wie einen Kegelball in der Hand abwiegend. „Er liebte die Tochter unseres Demarchen, und als sie ihm verweigert und an einen Reichen verheiratet wurde, ging er ins Kloster. Hier weinte er unaufhörlich, Tag und Nacht, und starb nach einem Jahre."

Nach der Bestattung versammelte man sich im Beratungssaale zum Totenschmaus, welcher allerdings nur durch einige Getränke und eingemachte Früchte angedeutet wurde. Während sonst bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an den Verschiedenen angelegentliche Pflege findet, vermieden die Mönche jede Bemerkung über den Toten und führten ganz alltägliche Gespräche. War er, welcher doch ein gutes Stück der Klostergeschichte verkörpert hatte, ihnen allen entfremdet, folgte ihm nicht ein bischen Anhänglichkeit und Liebe über das Grab hinaus? Weinte ihm keiner von all denen, die an seiner Seite den weitaus größten Teil ihres Lebens verbracht haben, eine Träne nach? Dachten sie garnicht daran, daß der frische Hügel eine weitere Stufe zu ihrem eigenen Grabe auf dem selben Gottesacker aufwürfe? Wie dem auch sein mochte, jedenfalls geziemt es dem Mönch, auch dem Tode gegenüber die größte Gelassenheit zu bekunden und, wenn die Weltkinder trauern und klagen, sich so zu benehmen, als sei nichts vorgefallen. Selbst bei dem Hingange ihm sehr nahestehender Menschen trägt er völlige Gleichgiltigkeit zur Schau.

„Wir haben ihm die heiligen Gebete und Weihen mit auf den Weg gegeben, nunmehr rechnet Gott mit ihm ab, wir haben mit ihm nichts mehr zu schaffen!"

So kommt auch in einzelnen Zügen der ganze Heroismus zum Ausdruck, von welchem der Gedanke der Weltabgezogenheit emporgetragen worden ist. Wie

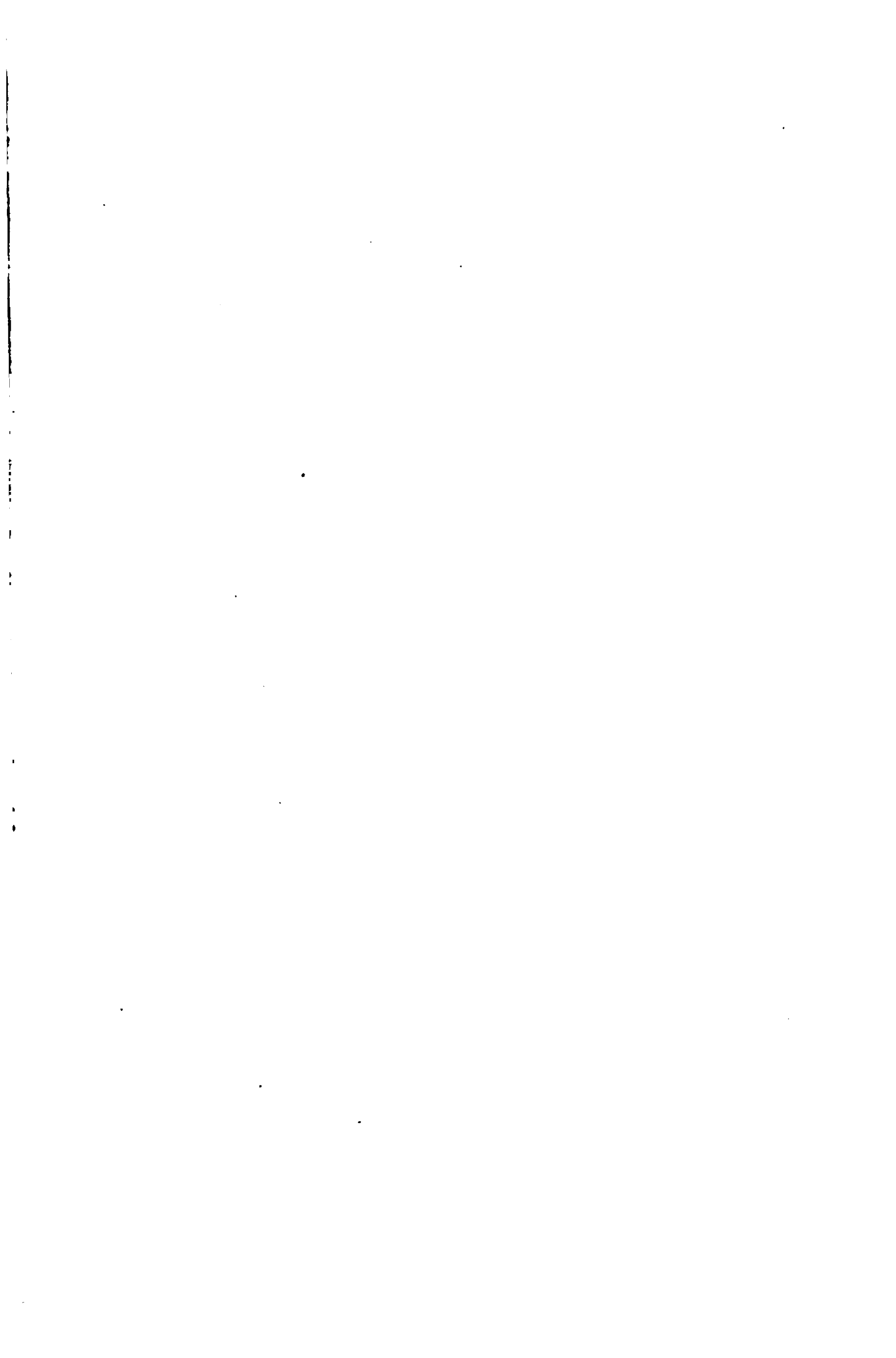
freudig hatte der Grieche einst das Diesseits umfangen und im Verkehr mit der Natur, im Staatsleben, in Kunst und Wissenschaft sich auszuleben gesucht! Aber viele schmerzliche Erfahrungen lehrten ihn als der Weisheit letzten Schluß erkennen, daß alles Irdische vergänglich, eitel und trügerisch ist. Da wandte er sich mit einem gigantischen Entschluß von den Erscheinungen, von den Dingen wie von den Mitmenschen ab und bemühte sich, fern von aller Welt in seliger Beschaulichkeit mit dem Gottwesen zu verschmelzen. In die neue Lebensweise flüchtete sich dann der altchristliche Enthusiasmus, als ihn die Kirche vollends zu ersticken drohte. Die opferfreudige, rücksichtslose heilige Begeisterung, die Jesus entfesselt und von den Seinen gefordert hatte, ohne jedoch den vollständigen Unwert der diesseitigen Güter zu verkünden und die Vereinzelung zu empfehlen, war damit in eine fremde Form gezogen. Allein so wurde sie wenigstens vor dem Untergange bewahrt.

Der wertvollste Dienst, welchen das morgenländische Mönchtum seiner Kirche leistet, besteht jedoch in der Erhaltung einer vergeistigten, von Hierarchie und gottesdienstlichen Aufführungen befreiten Frömmigkeit. In den Klöstern hat sich zwar auch der Kultus als Mittelpunkt der Religion durchgesetzt, aber das Wissen um eine höhere und reinere Gottesverehrung lebt doch fort. Der kirchenferne, mit dem Göttlichen in inniger Herzensgemeinschaft stehende Eremit gilt als edelste Ausprägung des christlichen Lebensideals. In dieser

bei den Mönchen wie beim Volke herrschenden Schätzung ist eine Kraft beschlossen, welche das erstarrte Gefüge der griechischen Ritualkirche völlig zu sprengen imstande und berufen ist. Nur muß die Berufsarbeit zuvor wieder zu Ehren gelangen.

Verzeichnis der Abbildungen.

Druck von August Pries in Leipzig.






SA
1665
.136
.8

